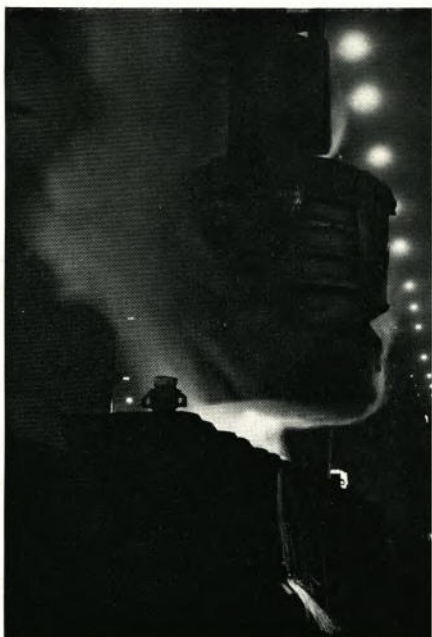


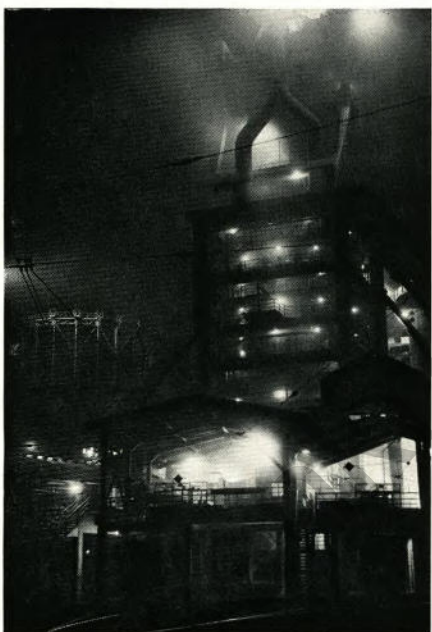


WERK *und* WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

12
1964



Titelseite: Diese Gießpfanne faßt 200 Tonnen flüssigen Stahl, der in der Gießhalle unseres Siemens-Martin-Stahlwerks 3 in auf Waggons bereitstehende Kokillen abgegossen wird



Rückseite: Ein nächtlicher Blick auf Hochofen 7, dessen Arbeitsbühne von einem Roheisenabstich hell erleuchtet ist

Das Weihnachtsfest und der Jahreswechsel stehen vor der Tür. In diesen Tagen der Besinnung wandern unsere Gedanken zurück, überblicken noch einmal, was im vergangenen Jahr geschaffen wurde, und wenden sich dann dem neuen Jahr zu, das mit einer Fülle von Aufgaben vor uns liegt.

1964 war für unser Unternehmen ein Jahr zufriedenstellender Entwicklung. Der Aufschwung, der für die Eisen- und Stahlindustrie schon Ende des Vorjahres einsetzte, hielt an und verstärkte sich. Vielfältige Rationalisierungsmaßnahmen ließen unsere Leistungsfähigkeit weiter ansteigen, und die Zusammenarbeit mit anderen Unternehmen war für uns wie für unsere Partner von Nutzen. Auch die Werke und Gesellschaften der Weiterverarbeitung waren durchweg gut beschäftigt. Ihr Kreis hat sich im abgelaufenen Geschäftsjahr um die Döhner AG in Letmathe, die Dittmann & Neuhaus AG in Herbede und die Claasen, Muth & Co. GmbH in Bremen erweitert, deren Belegschaften zum erstenmal unser Gruß gilt.

Im Gegensatz zu der guten Entwicklung der Stahlindustrie und der Weiterverarbeitung hat sich die schwierige Absatzlage im Steinkohlenbergbau während der vergangenen zwölf Monate verschärft. So mußten wir – um alle Möglichkeiten der weiteren Entwicklung offenzuhalten – die Schachtanlage Kaiserstuhl vorsorglich zur Stilllegung anmelden. Werk und Wir berichtete im letzten Heft, daß es sich dabei nicht um einen endgültigen Beschluß handelt. Erst im kommenden Frühsommer soll eine Entscheidung getroffen werden, der eine eingehende Beratung mit allen Organen der Gesellschaft vorangehen wird.

So lenkt die Rückschau auf das hinter uns liegende Jahr unseren Blick auf das neue Jahr, das wir mit Mut und Zuversicht bestehen wollen. Dabei gilt es, den Geist der Zusammenarbeit, der sich schon oft in schwierigen Lagen bewährt hat, zu erhalten. Im Zeichen dieses aufrichtigen Miteinander wird es uns gelingen, auch die Aufgaben zu meistern, die uns das Jahr 1965 stellt.

Mit dem Dank für die verantwortungsbewußte Mitarbeit unserer Belegschaftsmitglieder, die in den Sommer- und Herbstmonaten Höchstleistungen in allen Bereichen möglich machten, wünschen wir allen Mitarbeitern und ihren Familien Glück und Erfolg im neuen Jahr. Möge das Jahr 1965 für uns, für unser Volk in Ost und West und für die ganze Welt ein gutes und friedliches Jahr werden. Glückauf 1965!

Der Vorstand der Hoesch AG, die Direktorien der Zweigniederlassungen und die Vorstände und Geschäftsführungen aller Gesellschaften der Weiterverarbeitung und des Handels

Wenn wir in den besinnlichen Stunden des Weihnachtsfestes auf die verflossenen zwölf Monate zurückblicken, dann zieht ein Jahr an uns vorüber, das erfüllt war mit angestrengter Arbeit, das aber auch bei zufriedenstellender Entwicklung unserer Betriebe manchen Erfolg für den einzelnen Mitarbeiter brachte. Ein Schatten jedoch legte sich über die letzten beiden Monate, als die Schachtanlage Kaiserstuhl vorsorglich zur Stilllegung angemeldet wurde. Die Sorgen und Nöte der betroffenen Belegschaft und des Betriebsrates waren auch unsere gemeinsamen Sorgen. Wir fühlen uns mit den Arbeitskollegen vom Bergbau eng verbunden und werden auch in den entscheidenden kommenden Monaten mit ihnen zusammen nach Lösungen für die aufkommenden Probleme suchen.

Pflichtbewußte Arbeit jedes einzelnen und das Zusammenwirken von Werksleitungen, Betriebsräten und Belegschaften schufen die Voraussetzungen für tarifliche Verbesserungen. Unseren Mitarbeitern einen gesicherten Arbeitsplatz zu erhalten, das gute Betriebsklima zu festigen und die Arbeitsbedingungen noch zu verbessern – auf dieses Ziel werden sich unsere Anstrengungen auch im nächsten Jahr richten. Wie in den verflossenen Monaten und Jahren können wir uns dabei auf die vertrauensvolle Zusammenarbeit des Gemeinschaftsausschusses mit dem Vorstand und den Betriebsvertretungen mit den Direktorien, Vorständen und Geschäftsführungen stützen.

Unser Dank gilt den Mitgliedern der Betriebsräte, den Vertrauensleuten und allen Arbeitskollegen für das harmonische und deshalb fruchtbare Zusammenwirken. Zuversichtlich hoffen wir, daß diese Gemeinsamkeit auch im neuen Jahr anhält. Allen Arbeitskollegen und ihren Familienangehörigen wünschen wir ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr.

Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Gesellschaften

Inhalt

- 411 Mit dem Deutschen Entwicklungsdienst in alle Welt
- 415 Die Carl-Duisberg-Gesellschaft und das neue
Carl-Duisberg-Haus in Dortmund
- 418 Zum Standort der Ruhrhütten
- 422 Walzen im Quartett
Vier deutsche Werke an der Ruhr arbeiten in der
Stabstahl- und Formstahlproduktion zusammen
- 424 Eisenhüttentag 1964
- 426 Menschen wie du und ich: Der Walzer
- 428 Passiert – notiert – fotografiert
- 429 Menschen im Betrieb: Wir bitten um Ihr Urteil
- 433 Wir lasen für Sie
Vor 10 Jahren berichtete WERK UND WIR
- 434 Silber für Klaus Rost
- 436 Das Dortmunder Institut für Zeltungsforschung
- 440 Die zehnte Jahresgabe für unsere Leser
- 441 Zu Weihnachten allein
- 443 Der geliehene Weihnachtsbaum
- 446 Jubilare
- 447 Fotowettbewerb

Unsere Werke und Gesellschaften



Hoesch AG Bergbau
Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte
Dortmund



Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke
Dortmund, Hilstrup, Hagen



Hoesch AG Bandstahlwerk
Dortmund



Schmiedag Aktiengesellschaft
Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG
Dortmund



TriererWalzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld, Trier

Döhner AG Letmathe



Dörken Aktiengesellschaft
Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft
Homburg/Saar



Schwinn S.à r.l. Hénil-Liéard
(Pas-de-Calais)

Dittmann-Neuhaus Herbede-Ruhr



**Rheinischer Vulkan,
Chamotte- und Dinaswerke mbH**
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH
Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i.W.

Gesamtbelegschaft 50000



Dortmunder Plastik GmbH
Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH
Dortmund



Hoesch Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH
Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH
Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhan-
GmbH Essen



Schiffswerft Gustavsborg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH
Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH
Oficina de Madrid



Hoesch Argentina S. A.
Industrial y Comercial Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana S.p.A. Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

**WERK
und
WIR**

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten [133] bis [144]: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten [207] bis [324]: Walter Hölkamp. Redaktionsleitung: Johannes Hoesch. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die Inhaltsverzeichnis mit ☒ gezeichneten Beiträgen und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titelseite: Fritz Sprengel; Rückseite: Manfred Kampmann, beide Dortmund; Farbinsel: Manfred Kampmann, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle Westfalenhütte; Heinz Restemeler, Dortmund; Karl-Helmut Vogel, Dorsten; Bergbaumuseum Bochum; dp; Deutscher Entwicklungsdienst; Rose Schmitt, Essen, und Werk- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Hans Gelsen, Dortmund; Udo Schramm, Feldafing.



Lernen und Helfen in Übersee!

Als der amerikanische Präsident John F. Kennedy Deutschland besuchte und von dem ganzen deutschen Volk begeistert gefeiert wurde – noch nicht einmal zwei Jahre sind seitdem vergangen –, rief unser Bundespräsident Heinrich Lübke zusammen mit ihm den Deutschen Entwicklungsdienst ins Leben. Schon ein gutes Jahr nach der Gründung dieses deutschen „Friedenskorps“, das sein Vorbild im amerikanischen Peace Corps hat und junge deutsche Menschen für zwei Jahre in die Entwicklungsländer entsenden will, verließen die ersten Deutschen ihre Heimat, um in Asien, Afrika oder Lateinamerika ihr Können und ihren guten Willen unter Beweis zu stellen. Damit leisten sie einen nützlichen Beitrag für die Entwicklung der jungen Staaten in Übersee, aber auch ihnen selbst kommt der Aufenthalt drüben zugute, denn sie verlassen für diese Zeit den engen Umkreis des Gewohnten, erweitern ihr Blickfeld, sammeln neue Erkenntnisse und Erfahrungen und kommen gereift nach Hause zurück. Dem Aufenthalt im Ausland geht eine Ausbildung voraus, damit der junge Mensch draußen seine Erfahrungen und Kenntnisse an dem Platz, an den er gestellt wird, nützlich anbringen kann. Während der zwei Jahre, die das Mitglied des Entwicklungsdienstes im Entwicklungsland zubringt, übernimmt die Entwicklungsdienst GmbH selbstverständlich seinen Unterhalt und alle Kosten seines Aufenthaltes. Außerdem werden ihm monatlich 200 DM in der

Heimat gutgeschrieben, so daß er bei seiner Rückkehr 4800 DM steuerfrei empfängt. Der nachstehende Aufsatz der Deutschen Entwicklungsdienst GmbH, die ihren Sitz in Bad Godesberg hat, gibt im einzelnen Auskunft über die Möglichkeiten und über den Einsatz der Entwicklungshelfer.

Der Vorstand der Hoesch AG

ist überzeugt davon, daß alle deutsche Entwicklungshilfe, die für unser Ansehen in der Welt so wichtig ist, nur dann gelingen wird, wenn sie nicht nur eine finanzielle Grundlage hat, sondern wenn die menschliche Hilfe hinzutritt, wie sie sich im Entwicklungsdienst beweisen wird. Er glaubt auch, daß die deutschen Unternehmen aufgerufen sind, dem Entwicklungsdienst zu helfen, und hat darum beschlossen, daß diejenigen Mitarbeiter aus dem großen Kreise unserer Belegschaft, die sich der Arbeit des Entwicklungsdienstes für die Ausbildungszeit und für die zwei Jahre „Lernen und Helfen in Übersee“ zur Verfügung stellen, dazu eine zusätzliche Hilfe auch von Hoesch erhalten sollen. Nach ihrer Rückkehr ist ihnen, zumal sie als Menschen mit erweiterten Erfahrungen und Kenntnissen zurückkommen, der alte oder zum mindesten ein gleichwertiger Arbeitsplatz sicher. Die Hoesch AG wird darüber hinaus die ganze im Entwicklungsdienst verbrachte Zeit für alle Ansprüche gegen das Unternehmen so behandeln, als wären sie im Unternehmen selbst verbracht (Dienstalter, Pensionskasse, Jubiläumsgelder) und den nach zwei Jahren steuerfrei ausgezahlten Betrag auf 7500 DM erhöhen. Wer sich für weitere Einzelheiten interessiert, mag sich Auskunft bei der Personalabteilung der Hauptverwaltung holen.

Mit dem deutschen Entwicklungsdienst in alle Welt

Die Welt gehört jedem, der es wagt, ihr zu begegnen. Und jeder, der es nicht nur wagt, sondern auch etwas zu „bieten“ hat von dem oftgenannten „know-how“, dem „Gewußt-Wie“, hat eine Chance, sein Wissen am Roten Meer oder am Himalaja, in Santa Cruz, am Kongo oder Chimborasso an den Mann zu bringen und durch Erfahrungen und Erlebnisse, von denen er am heimischen Herd höchstens lesen oder träumen konnte, seinen Horizont zu erweitern.

Zwei Jahre arbeiten, helfen und selber lernen

Denn jeder junge Deutsche mit wirklich gediegenen beruflichen Kenntnissen, der sein Können und seine Erfahrungen auch an Wißbegierige in den Entwicklungsländern weiterzugeben vermag, kann als Freiwilliger beim Deutschen Entwicklungsdienst (DED) Asien, Afrika oder Lateinamerika kennenlernen. Zwei Jahre wird er nach Übersee entsandt, um dort zu leben und zu arbeiten, zu helfen, zu lernen und Verantwortung zu übernehmen, die ihm, bliebe er daheim, vielleicht erst in Jahrzehnten anvertraut würde.

Wolfram Anton zum Beispiel, einer der ersten Freiwilligen des DED, der am 3. September vom Frankfurter Flughafen aus nach Afghanistans Hauptstadt, Kabul, gestartet ist – er ist 23 Jahre alt, stammt aus Düren und ist von Beruf Maschinenbauingenieur –, hat die Gründe, die ihn zum DED geführt haben, etwa so ausgedrückt: „Ich will durch diesen Dienst

Was Sie wissen müssen

10 Fragen 10 Antworten

1. Wie alt sollen Entwicklungshelfer sein? Das Mindestalter ist 21 Jahre. Ein Höchstalter ist nicht festgesetzt. Auch erfahrene, ältere Bewerber haben gute Chancen.

2. Sind Sprachkenntnisse erforderlich? Sprachkenntnisse sind nützlich, jedoch nicht allein entscheidend. Sprachunterricht gehört zur vorbereitenden Ausbildung.

3. Können nur Spezialisten zum DED? Nein. Vorausgesetzt werden praktische Kenntnisse und die Fähigkeit, sie zu vermitteln. Eine abgeschlossene Berufsausbildung ist erwünscht, aber nicht immer Bedingung.

4. Welche Berufe werden gebraucht? Nahezu alle. In erster Linie Handwerker, Landwirte, Ingenieure, Mechaniker, Vermessungstechniker, Lehrer, Ärzte, Krankenschwestern und Sozialarbeiter.

5. Wie werden Entwicklungshelfer ausgebildet? Die Ausbildung ist Vorbereitung auf die Arbeit an einem bestimmten Projekt. Dazu gehören unter anderem: zusätzliche Berufsausbildung, Sprachunterricht, Einführung in die Verhältnisse des Gastlandes, Erste Hilfe und Gesundheitsfürsorge.

6. Wie lange dauert der Dienst beim DED? Jeder Freiwillige muß bereit sein, zwei Jahre mitzuarbeiten.

7. Was erhält ein Entwicklungshelfer? Der DED trägt die Kosten für Ausbildung, Überfahrt und Lebensunterhalt im Gastland. Er versichert die persönlichen Risiken, die mit der Tätigkeit verbunden sind. Darüber hinaus werden jedem Entwicklungshelfer monatlich 200,— DM gutgeschrieben, über die er nach seiner Rückkehr verfügen kann.

8. Können auch Verheiratete zum DED? Ja, sofern sie keine Kinder haben, sich gemeinsam bewerben und im gleichen Projekt zusammenarbeiten können.

9. Werden Entwicklungshelfer vom Wehrdienst befreit? Nein. Der DED ist kein Ersatzdienst.

10. Was erwartet den zurückkehrenden Entwicklungshelfer? Die im Ausland gewonnenen Erfahrungen werden ihm zugute kommen.



schon am Anfang meiner Berufslaufbahn an einer Aufgabe mitwirken, die mir außer menschlicher und fachlicher Fortbildung das Bewußtsein gibt, zum Wohl anderer Menschen beizutragen zu haben."

Bruno Jäger, 25 Jahre alt und Maschinenschlosser aus Neu-Ulm, arbeitet seit Mitte September in der Kraftfahrzeugwerkstatt der libyschen Regierung in Tripolis. Er hofft, durch seinen Dienst nicht nur anderen helfen, sondern darüber hinaus zur weltweiten Verständigung beitragen und für seinen Beruf und sein ganzes Leben dazulernen zu können.

Kennedys Friedenskorps war das Vorbild

Der Deutsche Entwicklungsdienst ist am 24. Juni 1963 gegründet worden. Sein Vorbild ist das Peace Corps, „Friedenskorps“, das der vor einem Jahr ermordete Präsident der USA, John F. Kennedy, im März 1961 ins Leben gerufen hatte. Präsident Kennedy und seine Schwester Eunice Shriver, deren Mann, Sargent Shriver, im Auftrage Kennedys das Peace Corps aufgebaut hat und heute noch leitet, waren dabei, als am 24. Juni 1963 unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Lübke der Deutsche Entwicklungsdienst gegründet wurde. Präsident Kennedy hat damals in seiner Ansprache die Bedeutung des Freiwilligendienstes und des Deutschen Entwicklungsdienstes gewürdigt: „Westeuropa und die Vereinigten Staaten sind Inseln des Wohlstands in einem Meer der Armut... Wir müssen beweisen, daß wir uns um das Wohlergehen dieser Menschen kümmern, ... daß wir die Menschen dazu bringen können, daß sie an unseren freien Idealen viel mehr hängen... Ich kann nicht genug unterstreichen, welche ausschlaggebende Rolle gerade von deutscher Seite in dieser Arbeit geleistet werden kann, denn Sie haben die ausgebildeten Kräfte und das Verständnis für die schwierigen Probleme unserer Zeit. Die deutschen Entwicklungshelfer werden an vielen Orten der Welt gebraucht, und ich hoffe, daß Ihre Mitglieder in diesem Dienst an der Ge-

▲ Unser Bild entstand am 24. Juni 1963, an dem Tag, an dem der Deutsche Entwicklungsdienst unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Lübke und im Beisein von John F. Kennedy, dem damaligen Präsidenten der USA, ins Leben gerufen wurde. Von links nach rechts sehen wir: Frau Wilhelmine Lübke, die Gattin des Bundespräsidenten; Präsident John F. Kennedy; Bundespräsident Heinrich Lübke und Eunice Shriver, die Schwester Kennedys und Gattin von Sargent Shriver, der das amerikanische „Friedenskorps“ leitet

meinschaft eine viel größere Befriedigung finden werden, als wenn sie ihren Privatinteressen zu Hause nachgehen."

Auch menschliche Beziehungen sollen geknüpft werden

Präsident Kennedy ist tot, aber seine Idee lebt weiter. In vielen westlichen Ländern und sogar in manchen Entwicklungsländern selbst sind Freiwilligendienste gebildet worden.

Ziel und Aufgabe des Deutschen Entwicklungsdienstes ist es, einer immer größeren Anzahl fachlich und charakterlich geeigneter Deutscher nach gründlicher Vorbereitung die Möglichkeit zu geben, in den Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas einen nützlichen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung dieser Länder zu leisten. Durch ihr Beispiel, durch ihre persönliche und fachliche Tüchtigkeit und durch ihre Initiative sollen und wollen diese jungen Menschen enge persönliche Beziehungen auch zu den einfachen Menschen in Übersee knüpfen.

Aber durch ihren Dienst als Freiwillige erreichen junge Menschen darüber hinaus noch mehr. Er bereitet sie vor auf das dritte Drittel unseres Jahrhunderts, auf die große Begegnung verschiedener Kulturen, von der unsere Zeit beherrscht sein wird. Axel von dem Bussche, der sich als Geschäftsführer des DED seit dem Frühjahr 1964 dieser Aufgabe verschrieben hat, sagte in einem Interview für die „deutsche Jugend“: „Einerseits kann man bei uns dazu beitragen, den in Deutschland noch hier und da

herrschenden Provinzialismus aufzulockern; andererseits kann die junge Generation zu den Problemen der überseeischen Welt hingeführt werden – dort atemberaubende Bevölkerungsexplosion, hier Überproduktion, dort Not und mangelnde Erfahrung, mit dem technischen Zeitalter fertig zu werden, hier die soziologisch relativ durchentwickelte technische Zivilisation.“

Gründlich vorbereitet durch Vierteljahreskurse

Freiwillige des DED sind keine Weltverbesserer. Ihr Dienst in Übersee entspricht immer dem Wunsch und wirklichen Bedürfnis des jeweiligen Entwicklungslandes. Alle Projekte, die die Entwicklungsländer vorschlagen und an denen die Helfer des DED arbeiten, werden sorgfältig geprüft.

Die Freiwilligen werden dann so ausgewählt, daß sie nach Können und persönlicher Eigenart so gut wie irgend möglich in das Land passen, in dem sie zwei Jahre verbringen. Ein deutscher Entwicklungshelfer ist in Übersee nicht sich selbst überlassen, denn der DED entsendet nur Gruppen, die eine gemeinsame Aufgabe bearbeiten.

Ohne gründliche Vorbereitung auf „seine“ neue Welt kann auch der geschickteste Dreher, der geschickteste Ingenieur in einem Land nichts ausrichten, in dem es oft am einfachsten Werkzeug fehlt. Die fünfzehn Freiwilligen, die am 10. September nach Libyen ausgereist sind und dort in der Kraftfahrzeug-Werkstatt der Regierung arbeiten, haben das schon am eigenen Leibe erfahren. Sie können sich nicht wie in der Bundesrepublik in einem durchorganisierten Lager einfach das geben lassen, was sie für ihre Arbeit brauchen. Sie müssen ihr Rüstzeug mitbringen, und das heißt vor allem: eine gute Portion Improvisationstalent. Bei ihnen ist es nicht damit getan, ein Ersatzteil „abzurufen“. Sie müssen und dürfen selbst organisieren, planen und die ganze Verantwortung tragen. Zuvor hat der Deutsche Entwicklungsdienst versucht, sie auf ihre Aufgaben gründlich vor-

zubereiten. Zwei Monate Grundkurs führen sie zunächst in ihre Aufgabe ein. Sie erhalten Sprachunterricht, lernen die überseeischen Probleme kennen, befassen sich mit Deutschlandkunde und politischer Bildung, damit sie draußen Auskunft geben können, erfahren von Tropenkrankheiten und Tropenhygiene, betreiben Länderkunde, beschäftigen sich mit den internationalen Organisationen und treiben Musik und Sport. In einem daran anschließenden einmonatigen Spezialkurs bereiten sie sich auf ihre ganz bestimmten Aufgaben und die fremden Lebensverhältnisse vor; Ergänzung des fachlichen Wissens und praktische Arbeitsanleitung stehen außerdem auf dem Programm.

Rechte und Pflichten unserer Entwicklungshelfer

Folgende Verpflichtungen gehen die Freiwilligen mit dem Deutschen Entwicklungsdienst in Einzelverträgen ein:

für die Dauer der Tätigkeit, also für rund zwei Jahre, als Entwicklungshelfer Dienst zu tun und ihre persönlichen Wünsche den Erfordernissen dieses Dienstes unterzuordnen.

Ihre Rechte lauten: Sie erhalten für die Dauer ihres Dienstes in Übersee ein Unterhaltsgeld, das ihnen im Gastland einen angemessenen Lebensunterhalt gewährleistet und die Kosten für Wohnung, Verpflegung, Wäsche, Transport und persönliche Bedürfnisse deckt. Für ihre persönliche Ausstattung, die sie sich vor der Ausreise beschaffen, steuert der Deutsche Entwicklungsdienst 600 DM bei. Für jeden Monat geleisteten Dienstes bekommen sie – bei vertragsgemäßer Beendigung des Dienstes – 200 DM, die ihnen nach der Rückkehr zur Verfügung stehen. Pflichtbeiträge zu Sozialversicherungen während der Ausbildung im Inland und der Dienstzeit im Ausland werden vom DED gezahlt. Ist Versicherungsschutz der gesetzlichen Sozialversicherung nicht möglich, schließt der Deutsche Entwicklungsdienst auf seine Kosten für die Helfer Versicherungen ab, die sie in ihrer sozialen Sicherung den im Inland

Beschäftigten gleichstellen und gegen die besonderen Risiken in Übersee schützen. Zwischen Ausbildungsende und Abreise liegt mindestens eine Woche Heimaturlaub. Für jeden Dienstmonat im Entwicklungsland stehen dem Freiwilligen zweieinhalb Kalendertage Urlaub zu. Im ersten Dienstjahr muß der Urlaub im Gastland, im zweiten Dienstjahr kann er zu einem Teil auch nach der Rückkehr verbracht werden.

100 deutsche Freiwillige stehen schon im Dienst

Bisher arbeiten rund 100 Freiwillige des DED in Tansania, Afghanistan, Libyen und Indien. Die Aufgaben, an denen sie tätig sind, sind vielseitig.

Zwei Gewerbeschulen für Libyen

Um jungen Leuten eine systematische, den Anforderungen moderner Handwerks- und Industriebetriebe angemessene Berufsausbildung geben zu können, bemüht sich die Regierung des Königreiches Libyen, neben der einzigen Handwerksschule im Lande zwei Gewerbeschulen einzurichten. Junge Deutsche sollen dabei helfen. Sie werden aber auch noch auf anderen Gebieten gebraucht. In Tripolis, der Hauptstadt des Landes, unterhält die Regierung eine zentrale Kraftfahrzeug-Werkstätte mit 300 Arbeitern, die den gesamten Fahrzeugpark der Regierung warten und reparieren. Deutsche Entwicklungshelfer sollen die Vorarbeiter unterstützen und entlasten.

Die Freiwilligen des Deutschen Entwicklungsdienstes in Tripolis sind Dreher, Elektromonteur, Feinmechaniker, Kfz-Elektriker, -Mechaniker und -Schlosser, Maschinenbautechniker und Maschinenschlosser, Polsterer und Schlosser, Werkzeugschleifer und Wirtschaftsingenieure.

▼ Das ist die Baustelle in Dar-es-Salaam, der Hauptstadt Tansanias, an der unsere Entwicklungshelfer tätig sind



Durch ihr persönliches Beispiel am Arbeitsplatz sollen die Freiwilligen Verantwortungsbeußtsein, Arbeitsdisziplin und Kollegialität im Betrieb fördern. Darüber hinaus werden sie auf Grund ihrer beruflichen Erfahrungen die Arbeitsorganisation verbessern helfen. Daß sie bereits mit den Grundkenntnissen der arabischen Sprache vertraut sind, wird ihnen helfen, den Kollegen im Gastland ihre fachlichen Kenntnisse besser und schneller zu vermitteln.

Wohnungsbau im „Hafen des Friedens“

In Tanganjikas Hauptstadt Dar-es-Salaam, dem „Hafen des Friedens“, ist das Wohnungselend das größte Problem der Bevölkerung. Von den etwa 30000 Familien und Haushalten lebt ein Drittel in Elendsvierteln. Fast alle Häuser bestehen nur aus Lehm und Schilfgeflecht. Meist haben sie weder Wasser noch sanitäre Einrichtungen.

Die „National Housing Corporation“, eine gemeinnützige, der Regierung von Tanganjika unterstehende Wohnungsbaugesellschaft, hat ein Fünfjahresprogramm aufgestellt: 5000 Häuser, die jedes weniger als 3500 DM kosten sollen, werden gebaut. Diese riesige Aufgabe kann die Bevölkerung von Dar-es-Salaam nicht allein bewältigen. Die deutschen Bundesländer haben unter Hessens Federführung Maschinen und Werkzeuge, wie Betonmischer, Fahrzeuge, Schubkarren und Schaufeln, geschenkt. Die skandinavischen Länder, England und die Bundesrepublik geben einen größeren Kredit zur Anschaffung des Baumaterials. Und die künftigen Bewohner der neuen Bungalows leisten in freiwilliger Mitarbeit 80 v.H. aller Handarbeit als persönlichen Anteil an „ihrem“ Bauprogramm.

Die Freiwilligen des Deutschen Entwicklungsdienstes schließen die Kette. Am 19. August 1964 ist die erste Gruppe von fünfzehn Helfern nach Dar-es-Salaam ausgereist, weitere zwölf am 16. November: Bauingenieure wirken bei der Planung des Programms mit. Mechaniker halten im Material- und Fahrzeugdepot die Geräte und Fahrzeuge einsatzbereit, Installateure

sorgen für Strom und fließendes Wasser, ein dreiundzwanzigjähriger Landschaftsgärtner kümmert sich um die Grünfläche für die neuen Siedlungen, Krankenschwestern haben die hygienische Fürsorge und die Krankenversorgung übernommen, Kindergärtnerinnen helfen den jungen afrikanischen Müttern und richten einen Kindergarten ein.

Neben der anleitenden Arbeit auf den Baustellen erwartet Tanganjika die Mithilfe der Entwicklungshelfer des DED im Rahmen des Schulgesundheitsdienstes, der ambulanten Wund- und Krankenbehandlung und der Gesundheits- und Ernährungserziehung.

Deutsche Schulen in Zentralasien

Die afghanische Regierung hat mit Unterstützung der UNESCO, der Bundesrepublik und der USA in den wichtigsten Städten des Landes eine Reihe von Oberschulen und Technischen Schulen errichtet. Freiwillige des DED arbeiten in Kabul, der Hauptstadt des Königreiches Afghanistan, in einigen dieser Schulen: Industriekaufleute, Handelsvertreter, Motorentechniker, Elektrotechniker, Schriftsetzer, Werkzeugmacher, Weber, Schweißer, Maschinenbauingenieure, Volksschullehrer, eine Sekretärin und eine Blumenbinderin, die ihre Kenntnisse in der Töpferei während der Ausbildung in der Bundesrepublik vervollkommen konnte und nun in Kabul in der Kunstschule unterrichtet.

Die deutsche Technische Schule in Kabul wurde bereits 1937 gegründet, 1950 begann ihr Wiederaufbau. 600 Schüler, meist Absolventen des sechsten Volksschuljahres, werden hier drei Jahre ausgebildet: Maschinenschlosser, Werkzeugmacher, Kfz-Mechaniker, Schmiede, Stahlbauer, Gießer, Rohrleger, Klempner, Modelltischler, Elektriker und Schweißer. Neben zwölf deutschen Lehrern unterrichten 30 afghanische Kollegen.

Die Freiwilligen des Deutschen Entwicklungsdienstes sind als Assistenten in den Werkstattabteilungen tätig und vermitteln den afghanischen Lehrern praktisches technisches Wissen. Die Kunstschule Kabul, die früher Teil der Technischen Schule war, ist in erster Linie Handwerkerschule. Ihre 400 Schüler wohnen in einem Internat, in dem sie ein Entwicklungshelfer in ihrer Freizeit betreut, der gleichzeitig auch die afghanischen Lehrer bei ihrer Arbeit unterstützt.

Das Institut für Industrieverwaltung in Kabul schließlich gleicht einer deutschen Handels- oder Wirtschaftsfachschule. Seine Absolventen, die meist die Oberschule besucht haben, sollen in dreijähriger Ausbildung das deutsche Buchhaltungs- und Organisationssystem lernen. Bisher hatte die Schule für diese Aufgaben nur zwei deutsche Lehrer.

In Kabul gibt es seit kurzem aber auch einige höhere Schulen, sogar für Mädchen. Sie alle haben deutschen Sprachunterricht auf dem Lehrplan – Afghanistan ist das einzige Entwicklungsland, in dem Deutsch als „Welterstsprache“ gilt –, aber die Deutschlehrer fehlen. Deutsche Freiwillige arbeiten nun an der Nedjat-Oberschule für Jungen und an der Malalay-Oberschule für Mädchen. Sie geben deutschen Sprachunterricht und bilden in der Mädchenschule Kindergärtnerinnen aus.

Natürlich sprechen nicht alle afghanischen Schüler fließend deutsch. Deshalb werden sich die deutschen Entwicklungshelfer in den afghanischen Schulferien Anfang 1965 selbst wieder auf die Schulbank setzen, um die Landessprache Farsi zu lernen.

Zu Füßen des Himalaja

Acht Freiwillige des DED arbeiten in Indien, in der Landwirtschaftsverwaltung des Territoriums Himachal Pradesh, das Saatkartoffeln, Weizen, Obst, Nüsse und Nadelhölzer in die indischen Mangelgebiete liefert. Die Bergbauern von Himachal Pradesh sind tatkräftig und allem Neuen aufgeschlossen. Das hat sie befähigt, die Ernteerträge ihres Bodens zu steigern und Lieferanten von Nahrungsmitteln zu werden. Aber sie wollen nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen, sie wollen ein Musterbezirk werden und vor allem die Lebensmittelproduktion ankurbeln.

Die Bundesrepublik unterstützt dieses Bemühen. Sie hat 1962 nach sorgfältiger Vorprüfung eine „Landwirtschaftliche Musterberatungsstelle“ im Distrikt Mandi eröffnet. Auf Versuchsflächen werden den indischen Partnern die neuesten Erkenntnisse auf den Gebieten der Bodenbearbeitung, der Tierzucht, des Obst- und Gemüseanbaus, des Pflanzenschutzes und der Schädlingsbekämpfung, des ländlichen Handwerks, der ländlichen Wasserwirtschaft und des Genossenschaftswesens vermittelt.

Die Freiwilligen des DED helfen bei der praktischen Ausbildung der indischen Bauern – es sind Mechaniker, Melker und andere landwirtschaftliche Kräfte, die sich auch der anfallenden Reparatur- und Pflegearbeiten für die Maschinen annehmen. Sie brauchen viel Geschicklichkeit, Respekt vor uralten Traditionen und die nötige Ausdauer, „ihren“ Bauern die Vorteile neuer Methoden nicht nur zu erklären, sondern auch vorzumachen. Dazu gehört – wie zu allen Aufgaben der Freiwilligen – echte und tiefe Hingabe an ihren Dienst.

Nicht nur am Mittelmeer oder in Afghanistan, der Drehscheibe Zentralasiens, nicht nur im Lande des Kilimandscharo und des Viktoriassees oder angesichts des Himalaja können Freiwillige des DED zwei Jahre leben und arbeiten. Rund um den Erdball warten Menschen auf ihren Dienst. Der Jemen am Roten Meer braucht ebenso die Hilfe junger Deutscher wie Teheran oder Damaskus, das nepalesische Kathmandu, die Philippinen-Insel Luzon, der Kongo, Boliviens Provinz Cochabamba, Santa Cruz und Pernambuco in Brasilien. Die „Warteliste“ aus Übersee ist ebenso lang wie verlockend für jeden zwischen Kohlenpott und Rheinischem Schiefergebirge. H. Rüd – DED

▼ Auch im Herzen Asiens, in Kabul, der Hauptstadt Afghanistans, haben sich unsere deutschen Entwicklungshelfer gut eingelebt. Wenn sie nach zwei Jahren zurückkehren, haben sie nicht nur ihr Wissen weitergegeben und viel von der Welt gesehen, sondern auch vieles gelernt, das ihnen zu Hause zustatten kommen wird



Mit der Carl-Duisberg-Gesellschaft:

Lernen und Helfen in Übersee – aber auch in Deutschland

Das neue Carl-Duisberg-Haus in Dortmund

Am 5. November 1964 wurde in Dortmund das Carl-Duisberg-Haus als Heim für ausländische Praktikanten und Studenten eingeweiht. Die Ziele und Aufgaben der Carl-Duisberg-Gesellschaft stellt ihr Hauptgeschäftsführer, Dipl.-Ing. J. W. Funke, im folgenden Aufsatz vor. Anschließend berichten wir über das neue Haus und seine Eröffnung.



◀ Die Carl-Duisberg-Gesellschaft fördert die Ausbildung junger Deutscher im Ausland und junger Ausländer in Deutschland. Sie ist nach Carl Duisberg benannt, der von 1861 bis 1935 lebte und lange Jahre an der Spitze der Farbenfabriken Bayer in Leverkusen stand. Er war der Gründer des seinerzeit größten, nach dem Kriege entflochtenen deutschen

Wirtschaftsunternehmens, der IG Farbenindustrie AG, zu der neben den Farbenfabriken Bayer und der AG für Anilinfabrikation (Agfa) die Badische Anilin- und Soda-Fabrik (BASF), die Farbwerke Hoechst und andere Gesellschaften gehörten

Carl Duisberg, nach dem die Gesellschaft benannt ist, hat als eine der großen Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft – er lebte von 1861 bis 1935 – schon vor Jahrzehnten auf die Notwendigkeit hingewiesen, junge Deutsche ins Ausland zu schicken und den Nachwuchs der jungen Völker bei uns auszubilden. „Sich um die Zukunft zu kümmern und sich der Jugend anzunehmen“ hielt er für eine auch für den Unternehmer wichtige Aufgabe.

Die Ziele der Carl-Duisberg-Gesellschaft sind zweifach, einmal: jungen deutschen Ingenieuren, Kaufleuten und Landwirten die Möglichkeit zu geben, das Ausland als arbeitender Mensch aus eigener Anschauung kennenzulernen, und zum anderen: Fach- und Führungskräften aus den Entwicklungsländern eine Ausbildung in Deutschland zu ermöglichen.

Es ist immer wieder die Frage zur Diskussion gestellt worden, ob diese Ausbildung im anderen Land heute noch notwendig sei. Ein junger Deutscher jedoch, der selbst in einem amerikanischen Betrieb oder bei einer englischen Bank gearbeitet hat, erhält einen so starken Eindruck von dem anderen Betriebsklima und den anderen Wirtschaftsmethoden, daß dieser durch nichts ersetzt werden kann. Dasselbe gilt für den Nachwuchs aus den Entwicklungsländern. Gewiß sollten wir bemüht sein, diesem die technische Grundausbildung im eigenen Land zu ermöglichen. Das Verständnis für die außerordentlich komplizierten wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge der modernen Industriewirtschaft kann man aber nur in einem dieser Industrieländer selbst bekommen.



Deutsche im Ausland, Ausländer in Deutschland

Um einige Zahlen zu nennen: in Amerika befinden sich augenblicklich etwa 240 junge Fachkräfte, die in Deutschland ihre Ausbildung abgeschlossen haben und die dann, nach einem drei- bis siebenmonatigen Collegeaufenthalt, für ein bis zwei Jahre in amerikanischen Betrieben und auf Farmen tätig sind. Etwa 500 junge Deutsche nehmen jährlich an den Europaprogrammen teil, die auch kurzfristige Seminare für Kaufleute, Sekretärinnen, Bankfachleute und andere Berufe umfassen. Auch junge Ausländer kommen zu uns, beispielsweise im Rahmen des Deutsch-Französischen Jugendwerks junge Franzosen.

Aus den Entwicklungsländern sind augenblicklich etwa 10000 bis 12000 Fach- und Führungskräfte in Deutschland, von denen etwa 2000 als Teilnehmer sogenannter Regierungsprogramme von der Bundesregierung bzw. den Ländern gefördert werden.

Zum Fortbildungsprogramm in Deutschland gehört ein gründlicher Deutschunterricht, vor allem auch in technischem Deutsch. In Zwischen- und Abschlussseminaren wird der Verlauf der Ausbildung sorgfältig verfolgt. Bei Gruppen ohne ausreichende fachliche und theoretische Grundkenntnisse werden nach dem Sprachkurs außerbetriebliche Vorbereitungskurse in Lehrwerkstätten eingeschaltet, die zwei bis drei Monate dauern. In allen Fällen vermittelt die Zentralstelle für Arbeitsvermittlung in Frankfurt die Praktikanten in die Ausbildungsbetriebe, in denen sie meist zwölf bis achtzehn Monate bleiben.

Nestwärme in 140 Ausländerkreisen

Von besonderer Bedeutung sind die 140 Ausländerkreise, in denen sich die jungen Ausländer untereinander und mit ausgewählten

▲ Am Heiligen Weg liegt das neue Carl-Duisberg-Haus, das 84 ausländischen Studenten und Praktikanten das Einleben in Deutschland erleichtern hilft

jungen Deutschen treffen können. In diesen Ausländerkreisen finden die jungen Ausländer die „Nestwärme“, deren sie dringend bedürfen. Hier werden sie in den kleinen und großen Fragen des täglichen Lebens beraten, und mancherlei Schwierigkeiten, auf die sie in den Betrieben stoßen, finden durch die Leiter der Ausländerkreise gewöhnlich eine schnelle und gute Lösung.

Wir sind bemüht, daß jeder Ausländer einen Aufenthalt in einer deutschen Familie findet. Für die ersten Monate wird es aber oft vorteilhaft sein, ihn mit jungen Deutschen zusammen in ein Wohnheim unterzubringen. Aus diesem Grunde hat die Carl-Duisberg-Gesellschaft jetzt in Stuttgart, Essen, Würzburg, Saarbrücken, München und Dortmund Wohnheime errichtet, die dem ausländischen Gast eine gute Unterkunft bieten.

Noch einige Angaben zur Carl-Duisberg-Gesellschaft selbst: Sie ist eine gemeinnützige private Organisation, die von der deutschen Wirtschaft sowie einer großen Zahl einzelner Mitglieder getragen und vom Bund und von den Ländern gefördert wird. Die Zentrale ist in Köln; Landesstellen befinden sich in Stuttgart, München, Berlin, Bremen, Hamburg, Frankfurt, Hannover, Düsseldorf, Mainz, Saarbrücken, Kiel und Dortmund. Die Gesellschaft hat etwa 200 Angestellte; über tausend freiwillige Helfer stehen ihr bei den nicht immer leicht zu lösenden Aufgaben, vor allem in den Ausländerkreisen, zur Verfügung.

Auch die Zusammenarbeit mit befreundeten Gesellschaften hat sich als sehr fruchtbar erwiesen. So wäre beispielsweise heute die Arbeit in Dortmund ohne die enge Zusammenarbeit mit der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft undenkbar.

Für weltweite brüderliche Gesinnung

Eine „Pflanzstätte weltweiter brüderlicher Gesinnung“ soll das am 5. November 1964 eingeweihte neue Carl-Duisberg-Haus in Dortmund werden, das erste Haus dieser Art in Westfalen. An der Eröffnung dieses „Internationalen Zentrums für Fach- und Führungskräfte“ nahmen neben dem nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Dr. Meyers, der Dortmunder Oberbürgermeister Dietrich Keu-

mit den Namen der Gründer des Eisen- und Stahlwerks Hoesch – Leopold, Wilhelm, Albert, Viktor und Eberhard Hoesch – an die Unterstützung durch die Hoesch AG.

Entwicklungshilfe – politische Notwendigkeit

Nach der Begrüßung durch Dr. Jacobi ergriff der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Dr. Meyers das Wort. Er erklärte, daß Entwicklungshilfe nicht nur eine menschliche und wirtschaftliche, sondern auch eine wichtige



ning, Hans Hartwig, der Präsident der Dortmunder Industrie- und Handelskammer, Dr. Jacobi, der Vorsitzende der Carl-Duisberg-Gesellschaft, Dr. Koch, der Vorsitzende der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft und Praktikanten und Studenten aus nicht weniger als 65 Nationen teil.

Fünf Zimmer tragen den Namen Hoesch

Dr. Fritz Jacobi hieß die Gäste herzlich willkommen. Er dankte dem Bund, dem Land, der Stadt und verschiedenen Organisationen und Unternehmen, die zum Bau des Hauses, das mit einem Kostenaufwand von 1,8 Millionen DM am Heiligen Weg errichtet wurde, beigetragen haben. In diesem Zusammenhang machte er auf die Namen aufmerksam, die die einzelnen Zimmer erhalten haben: So erinnere das Theodor-Heuss-Zimmer an die Unterstützung des Bundes, das Karl-Arnold-Zimmer an die des Landes, das Fritz-Henßler-Zimmer an die der Stadt, das Beckhäuser-Zimmer an die der Industrie- und Handelskammer, das Europa-Zimmer an die Zuschüsse der Europa-Union, das Ökumene-Zimmer an die Beihilfe der evangelischen Kirche und die fünf Zimmer

▲ Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident trägt sich ins Gästebuch des neueröffneten Dortmunder Carl-Duisberg-Hauses ein. An der festlichen Einweihung nahmen auch (v. l. n. r.) teil: Dr. Harald Koch, der Vorsitzende der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft, Dietrich Keuning, der Dortmunder Oberbürgermeister, Hans Hartwig, der Präsident der Dortmunder Industrie- und Handelskammer, und Dr. Fritz Jacobi (ganz rechts), der Vorsitzende der Carl-Duisberg-Gesellschaft. Einige Vertreter der Studenten und Praktikanten – der Ägypter Bibi, der Chilene Alister und der Jordanier Aziz – schauen dem Landesvater aufmerksam über die Schulter

politische Notwendigkeit sei, wolle man dauerhafte Freundschaftsbande mit den jungen Staaten Afrikas und Asiens knüpfen. Danach stellte er die Schwierigkeiten dieser neuartigen politischen Arbeit heraus, die nicht von heute auf morgen die ihr gemäße Form finden könne, da es Deutschland seit Jahrzehnten an ausreichenden Erfahrungen im Umgang mit Menschen und Völkern anderer Rassen und Hautfarben fehle. Daß es in der Bundesrepublik aber dennoch nicht an gutem Willen mangle, beweise die große Zahl von Institutionen, die sich diesen Aufgaben seit langem mit größter Hingabe widmeten.

300 ausländische Praktikanten in Dortmund

Oberbürgermeister Dietrich Keuning betonte, daß der Wunsch nach friedlicher Verständigung mit der Welt in Dortmund schon kurz nach Ende des Krieges mit Macht eingesetzt habe und durch eine Vielzahl von Auslandsbeziehungen lebendig erhalten und weiter verstärkt worden sei. Ein Beispiel sei die Rheinisch-Westfälische Auslandsgesellschaft, die über vierzehn Länderkreise und mit 1200 Mitgliedern sogar über hundert Mitglieder mehr als Borussia Dortmund verfüge! Da in Dortmund augenblicklich dreihundert junge ausländische Praktikanten arbeiten – unter ihnen vierzig Inder, vierzig Araber und vierzig Afrikaner –, sei es kein Wunder, daß schon heute das neue Carl-Duisberg-Haus zu klein sei, um alle Wohnungswünsche zu erfüllen.

Weiterer Fortschritt und neue Hoffnung

Die Glückwünsche der Dortmunder Wirtschaft überbrachte Hans Hartwig, der Präsident der Dortmunder Industrie- und Handelskammer. Er würdigte die Arbeit der Carl-Duisberg-Gesellschaft und der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft und erklärte, daß die Wirtschaft wisse, welche gute Aufnahme ihre Praktikanten bei diesen Gesellschaften fänden. Dr. Harald Koch vom Vorstand unserer Gesellschaft betonte als Vorsitzender der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft, welcher Mut, welcher Opfersinn und welcher Glaube an die Menschlichkeit dazu gehört hätten, schon in den ersten Jahren nach dem furchtbaren Zusammenbruch und damit nach einer Zeit des Hasses und der Menschenverachtung ein Werk der Freundschaft unter den Völkern zu beginnen, wie es in Dortmund mit so viel Erfolg geschehen sei, als Stephan Albring mit der Hilfe Wilhelm Hansmanns das Auslandsinstitut und die Gesellschaft der Freunde des Auslandsinstituts – jetzt Rheinisch-Westfälische Auslandsgesellschaft – gründete. Dr. Koch nannte das neue Carl-Duisberg-Haus, zu dessen Errichtung der ehemalige Stadtrat Erich Schlobach zusammen mit Dr. Kurt Gerdsmeyer, dem Geschäftsführer der Dortmunder Industrie- und Handelskammer, schon vor langen Jahren die Initiative ergriffen hatten, – neben dem Fritz-Henßler-Haus – den zweiten Dortmunder Brennpunkt für die Pflege der vielfältigen Beziehungen zum Ausland und hob die jahrelange gute Zusammenarbeit der Carl-Duisberg-Gesellschaft mit der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft hervor.

Als Sprecher der ausländischen Praktikanten trat Dinendra Nath Bhaumik, der Leiter des Indien-Kreises der Auslandsgesellschaft, vor die Festversammlung. Er bezeichnete das neue Haus als „einen weiteren Fortschritt und eine neue Hoffnung“ für alle bildungshungrigen Ausländer.

84 junge Ausländer finden ein schönes Heim

Nach der Schlüsselübergabe durch den Architekten führte Dr. Friebe, der Geschäftsführer

der Rheinisch-Westfälischen Auslandsgesellschaft, die Gäste durch das fünfstöckige Haus. In dem mit weißen Kacheln und roten Klinkern verblendeten Gebäude wohnen 84 Praktikanten und Studenten in 48 Einzelzimmern, neun Doppel- und sechs Dreibettzimmern. Die Wohnzimmer, von denen jeweils zwei einen

▼ Hier ein Blick in eines der mit einfachen aber formschönen Möbeln eingerichteten Einzelzimmer. Yannick Biron, ein französischer Student, der augenblicklich bei der Zentralen Datenverarbeitung der Westfalenhütte arbeitet, fühlt sich hier schon ganz zu Hause



Das Kellergeschoß beherbergt einen noch nicht eingerichteten Klubraum, ein Fotolabor, eine Bibliothek, einen Tischtennisraum und eine Waschküche.

Für all diese Bequemlichkeiten zahlt der Bewohner eines Einzelzimmers 125 DM Miete monatlich. Noch günstiger ist die Miete für die Insassen der Doppelzimmer und Dreibettzimmer: sie beträgt 95 und 75 DM.

Zweifelloos wird das neue Carl-Duisberg-Haus den jungen Ausländern das Einleben in Deutschland sehr erleichtern. Man wird seiner Aufgabe aber nicht gerecht, wenn man es nur

als Wohnheim vorstellt und vergißt, daß es auch Verwaltungszentrum für achtzehn Ausländerkreise der Carl-Duisberg-Gesellschaft, Ausbildungszentrum für berufsbegleitenden Unterricht, wie technisches Deutsch und endlich und vor allem Treffpunkt für alle Ausländer und Deutsche ist, denen gegenseitiges Verständnis und Näherkommen am Herzen liegen.

▼ Jedes Stockwerk hat eine eigene Küche, in der sich die jungen Leute selbst und nach eigenem Geschmack verpflegen können – wie auf unserem Bild der deutsche Gerichtsreferendar Sprengel und der iranische Praktikant Faradji, der bei der Westfalenhütte beschäftigt ist



Duschraum, ein WC und einen kleinen Balkon umschließen, sind mit formschönen Möbeln aus Birnbaumholz – einer Schreibplatte vor dem Fenster, einem Regal über dem Bett und einem bis zur Decke reichenden Kleiderschrank – eingerichtet.

Auf jeder der vier Wohnetagen steht den jungen Menschen neben einem Ess- und Aufenthaltsraum eine vollständige Küche mit kleinen verschließbaren Vorratsschränken, mit vier Elektroherden, vier Kühlschränken und vielen Töpfen und Pfannen zur Verfügung. Wer sich nicht selbst verpflegen will, kann die Kochkunst der Großküche im Erdgeschoß in Anspruch nehmen, neben der ein großer, holzgetäfelter Speiseraum nicht nur zum Essen, sondern auch zum Gespräch, zur Lesestunde oder zum Fernsehen einlädt.

Weiterhin ist im Erdgeschoß ein großer Saal untergebracht, in dem Filme vorgeführt werden, der zum Theaterspielen, zum Tanz und zur musikalischen Darbietung gut geeignet ist.

► Sogar eine kleine Tanzkapelle – geführt von Yannick Biron am Schlagzeug – hat sich schon im neuen Carl-Duisberg-Haus – hier im großen Saal im Erdgeschoß – zusammengefunden



Zum Standort der Ruhrhütten



Vorwerke an der Küste als Gemeinschaftsanlagen?



Dr. E. h. Willy Ochel, der Vorstandsvorsitzende unserer Gesellschaft, veröffentlichte im „Industriekurier“ anlässlich des Eisenhüttenfestes 1964 einen Aufsatz, in dem er die Frage des für Hüttenwerke wirtschaftlich günstigsten Standortes untersucht und dabei zu dem Ergebnis kommt,

daß sich in Zukunft unter Umständen ein neuartiger Typ des Hüttenwerkes herausbilden könne.

Beginnt man mit Überlegungen zu einer solchen Frage, tut man gut daran, sich zu Anfang den dazugehörigen allgemeinen Rahmen in das Gedächtnis zu rufen. Wenn man so den Standort eines Hüttenwerkes einmal im großen Zusammenhang der Eisenerzeugung und Be- und Verarbeitung zu betrachten versucht, ergibt sich etwa folgendes Bild:

Der Rohstoff Eisenerz geht seinen Weg von der Lagerstätte über verschiedene Aufbereitungsstationen, in denen er von Ballast befreit wird, zu Anlagen, in denen er zu Roheisen, dann zu Stahl umgewandelt wird, weiter über die verschiedensten Verformungsstufen der Walzwerke zur Verarbeitung, wo er auf alle mögliche Weise in eine Vielzahl von Gütern eingeht;

diese wiederum nehmen ihren Weg zum Verbraucher, der sie als Investitions- oder Konsumgut nutzt. Daß der Weg hier nicht ein Ende hat, ist klar; für unsere Zwecke genügt es aber erst einmal, hier haltzumachen.

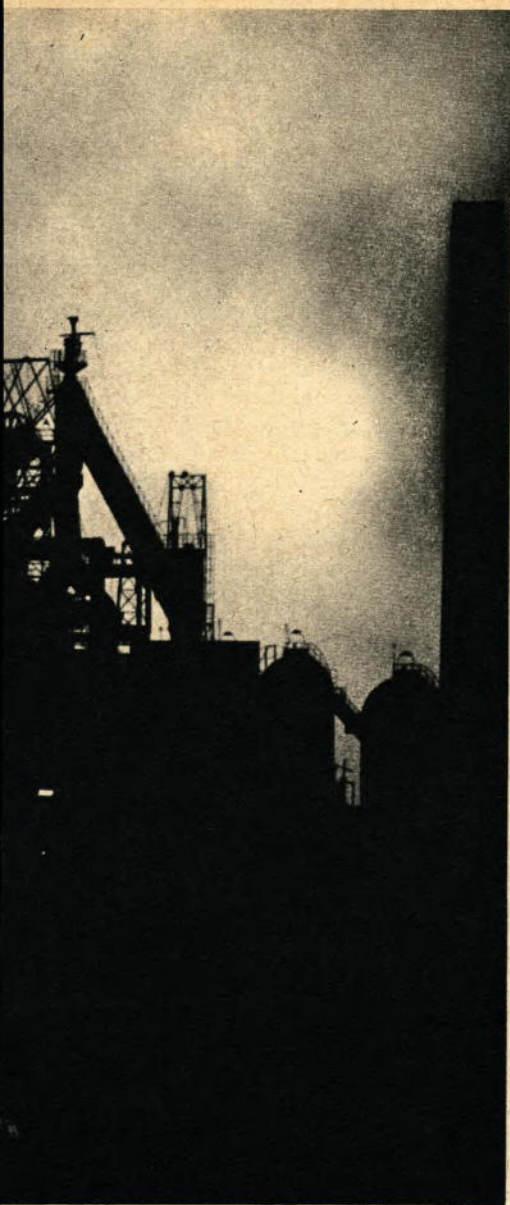
Das Bild ist natürlich grob vereinfacht. Um es ein wenig genauer zu machen, fügen wir einige Striche hinzu. Zum Weg des Eisens treten andere Stoffe: vor allem Energie, z. B. in der Form von Kohle bzw. Koks bei der Eisenerzeugung, dann bei der Stahlverarbeitung eine Fülle anderer Güter, Kräfte und Rechte, um aus dem Rohstoff Maschinen, Bauten, Konsumgüter zu erstellen. Der Weg ist weltumspannend, lange Transportwege müssen befahren werden. Dabei ist zu beachten, daß der Transport nicht überall entlang des Weges gleich teuer ist: Auf dem Lande kostet er mehr als zu Wasser, je ferner vom Rohstoff, desto teurer wird er im allgemeinen. Der Weg fügt sich zu einem Kreislauf: Schrott, der auf späteren Stationen des Weges anfällt, kehrt zurück. Und eines ist noch wichtig: Das Bild ist nicht statisch, neue Wege, neue Stoffe, neuartige Anlagen treten auf und müssen auf neuen Stationen kombiniert werden.

Noch vieles müßte dem Bild hinzugefügt werden, um es wirklichkeitsnäher zu machen und ihm konkrete Folgerungen zu entnehmen. Ich möchte mich hier beschränken und aus dem Bild eine erste Schlußfolgerung ziehen – und damit kommen wir direkt zu unserem Thema. Hüttenwerke schneiden einige aufeinanderfolgende Stationen des skizzierten Weges heraus: Roheisenerzeugung, Umwandlung zu Stahl und Umformung des Stahls – und vereinigen sie an einem der vielen möglichen Standorte. Ob der Schnitt jeweils an der richtigen Stelle gemacht

worden ist und ob die Wahl des Standortes der wirtschaftlichste ist, das soll für die Ruhrhütten überlegt werden. Dabei müssen wir die Vergangenheit, die Gegenwart, aber ganz besonders auch die Zukunft berücksichtigen.

Der wirtschaftliche Standort in der Vergangenheit

Passen wir in das so entworfene Bild die Vergangenheit unserer Hüttenindustrie ein, läßt sich folgendes sagen: Die beiden wichtigsten Rohstoffe, die in der Hütte zusammentreffen – Kohle und Eisenerz –, begannen ursprünglich ihren Weg gemeinsam: beide fanden sich im Ruhrgebiet. Als Beispiel sei auf das ehemals gemeinsame Vorkommen von Kohle und Eisenerz in Form des Kohle-Eisen-Steins am Südrand der Kohlevorkommen in Dortmund-Hörde hingewiesen. Da Rohstoffe gegen Frachtkosten empfindlich sind, mußte ihr Weg kurzgehalten werden. Es war nur natürlich, daß Hüttenwerke an der Ruhr entstanden. Die gleiche Rohstofforientierung finden wir bei der Hüttenindustrie in Belgien – zur Kohle –, in Frankreich, Luxemburg, im Saargebiet, im Salzgitter-Raum – zum Eisenerz. Im Ruhrgebiet, insbesondere im östlichen, kam die Nähe einer bereits existierenden eisen- und stahlverarbeitenden Industrie hinzu, z. B. in den Tälern des angrenzenden Sauerlandes. Zudem siedelte sich zusätzlich im Ruhrgebiet im Laufe der Zeit eine vielfältige und umfangreiche eisen- und stahlverarbeitende Industrie an, die von der Nähe der Hüttenwerke und von den vorhandenen Energiequellen profitierte. Der auf die Hütte folgende Weg des Eisens wurde so verkürzt, und der Standort der Hütten-



▲ Wird ein neuer Typ des Hüttenwerks an der Ruhr entstehen? Dr. Ochel wirft die Frage in seiner Untersuchung auf, weil Hochöfen unter Umständen wirtschaftlich günstiger an den Küsten stehen und die Werke an der Ruhr sich dann vor allem auf Stahl umformende und Stahl veredelnde Werke einrichten sollten

werke im Ruhrgebiet gewann durch seine Verbrauchsnähe zusätzliches Gewicht.

Im Laufe der Zeit verlängerte sich der Weg des Eisens, es wurde vor allem aus dem Siegerland, vom Harzrand und aus Schweden herangeschafft, bis 1918 auch die Minette aus Lothringen. Da die Kohle als Rohstoff aber standortmäßig von größerem Gewicht war und Schweden-erz den größten Teil des Weges oder sogar ganz über den billigeren Wasserweg herangeführt werden konnte, beeinträchtigte das den verbrauchsnahen Standort der Hüttenwerke an der Ruhr entscheidend.

Heute stehen viele Hüttenwerke an der Küste

Hüttenwerke, die vor dem ersten Weltkrieg in Deutschland mit Standorten an der Küste gegründet wurden, fern den einheimischen Rohstoffen und dem Verbrauch, verlängerten den Weg des Eisens, und es war ihnen meist nur wenig Erfolg beschieden. Es sei dabei erinnert an die Hüttenwerke in Kratzwiek bei Stettin, in Lübeck, Bremen, Emden und Rendsburg am Nord-Ostsee-Kanal. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß diese meist keine gemischten Hüttenwerke waren, sondern nur reine Hochöfenwerke.

Das wurde nach dem zweiten Weltkrieg anders. Eine Neigung zu Standortverlagerungen von Hüttenwerken an die Küste setzte in Westeuropa ein. Es begann mit Ijmuiden in Holland – dieses allerdings schon vor dem zweiten Weltkrieg – und Cornigliano in der Nähe von Genua, Dünkirchen, Tarent, Bagnoli und Bremen folgten. Projekte für weitere Hüttenwerke am Meer sind in Arbeit. Ich möchte die bekannten Ursachen für diese Standortverlagerungen kurz behandeln.

In den verschiedensten Teilen der Welt entstanden in den letzten zehn Jahren riesige Grubenkapazitäten, die mit niedrigen Gesteungskosten in solchen Mengen Eisenerz auf den Weltmarkt brachten, daß trotz steigender Nachfrage die Preise ganz erheblich fielen. Kanada, Westafrika, Südamerika – um nur die wichtigsten zu nennen – wurden zu großen Eisenexporteuren. Im Moment ist zwar eine gewisse Beruhigung im Aufschluß neuer Lagerstätten eingetreten, aber eine Erschwerung der flüssigen Erzversorgung ist vorerst nicht zu erwarten, da die bestehenden überseeischen Gruben ihre Kapazität ohne weiteres steigern können und weitere bekannte Lagerstätten der Erschließung harren.

Kommt nun das Eisenerz aus diesen Quellen, ist zwar der Transportweg um ein Vielfaches verlängert, aber die Seefrachten sind in den letzten Jahren in einer Weise gesunken, die früher kaum vorstellbar gewesen wäre. Und es ist zu erwarten, daß sich dieser Trend noch fortsetzen wird, da mit dem Einsatz zunehmender Schiffgrößen – man spricht für die nicht mehr ferne Zukunft bereits von 60000- bis 100000-t-Schiffen – die Kosten des Seetransportes weiter absinken werden.

Günstige Abbauverhältnisse, wirtschaftliche Erzeugung in großen Kapazitäten und niedrige Seefrachten erbringen heute den deutschen Hütten hochprozentige Eisenerze aus Übersee zu so günstigen Bedingungen, daß die Inland-erzgruben, soweit sie nicht wie im Salzgittergebiet am Standort der Hüttenwerke liegen, zum Absterben verurteilt sind. So wird Mitte 1965 im Siegerland die letzte Grube geschlossen sein. Gruben im Harz gingen mit der Schließung voran.

Der traditionelle Weg des Eisenerzes, das in den Ruhrhütten verarbeitet wird, hat sich somit grundlegend gewandelt, und daraus ergeben sich zwangsläufig Konsequenzen für den Standort. Eine weitere Veränderung in diesem Weg zum Hochofen sei hier mit angeführt. Eine Vielzahl neuer Stationen ist hinzugekommen, und dieser Produktionsumweg rechtfertigt sich durch höhere Ergiebigkeit: Klassieren, Anreichern, Stückigmachen des Erzes. Auch hieraus ergeben sich standortmäßige Konsequenzen, die später zu behandeln sind.

Auch die Kohle vom Strukturwandel betroffen

Aber nicht nur das Eisenerz, ebenso der zweite wichtige Rohstoff des Hüttenwerkes, die Kohle, ist von Veränderungen betroffen worden. Der spezifische Kohleverbrauch unserer Hüttenwerke sinkt seit langem ständig ab. Durch niedrigere Abbaukosten und billige Seefrachten kann reichlich angebotene Importkohle die an der Ruhr geförderte Kohle in den Hafenplätzen an der Nordsee unterbieten. Zudem wird die Kohle durch andere Energiequellen – Heizöl, Erdgas – bis zu einem gewissen Grade zunehmend ersetzt. Auch hier ist also der traditionelle Weg der Energie, die in Form von Kohle bzw. Koks zum Weg des Eisens stößt, grundlegend neuen Voraussetzungen unterworfen.

Und die Antwort auf die neuen Voraussetzungen für die beiden wichtigsten Rohstoffe der

Hüttenindustrie war in manchen Fällen die Verlagerung des Hüttenstandortes an das Meer. So gesehen, könnte man den Schluß ziehen, die Zukunft gehöre den Hüttenwerken an der Küste. Bei ihnen ist der Standort auf dem Weg des Eisens und der dazukommenden Energie so gewählt, daß sie die Rohstoffe aus den verschiedensten Ursprüngen in der Welt billiger einsetzen können, als die küstenfernen Ruhrhütten, deren Standort damit abgewertet wird.

Hinzu kommt, daß Binnenstahlwerke an der Ruhr vielfach in die sie umgebende Industrie eingeklinkt sind. Ihnen fehlt der Raum für großzügige Ausdehnung, ihr innerbetrieblicher Verkehr ist nicht immer ideal. Hüttenwerke an der Küste werden dagegen „auf der grünen Wiese“ nach modernen Erkenntnissen entworfen. In den industriefernen Gebieten haben sie genügend Raum, sich auszudehnen.

Ruhrhütten sind dem Verbraucher nahe

Wenn wir nun aber das Gesamtbild berücksichtigen, wie ich es zu Anfang skizziert habe, müssen wir auch den weiteren Weg des Eisens nach Verlassen des Hüttenwerkes betrachten. Haben die Standorte der weiterverarbeitenden Industrie sich verlagert, wo befinden sich die Verbraucher, die Stahl und Eisen als Investitions- oder Konsumgut verzehren?

Da können wir nun feststellen, daß das Ruhrgebiet heute wie in der Vergangenheit einen der größten Konzentrationsräume der eisen- und stahlverarbeitenden Industrie in der Welt bildet. Zwar haben uns Statistiken über geschwundene Zuwachsraten, Stagnieren oder sogar Rückgang von Umsätzen, Steueraufkommen oder Bevölkerung im Ruhrgebiet aufhorchen lassen, aber die Absatzzahlen zeigen, daß hier immer noch ein großes Absatzgebiet für die Hüttenindustrie liegt. Und daß das Ruhrgebiet seine Anziehungskraft für stahlverarbeitende Betriebe nicht verloren hat, zeigt z. B. die Zuwanderung der Automobilindustrie.

Die im Ruhrgebiet ansässige eisen- und stahlverarbeitende Industrie ist zu einem großen Teil stark exportorientiert. Das hat aber bis jetzt nicht zu einem Abwandern an Küstenstandorte geführt. So geht der Weg vom Eisenerz aus Übersee über die deutsche Verarbeitungsindustrie zum Gebrauch des erstellten Investitionsgutes in Übersee noch immer zu einem großen Teil über das Ruhrgebiet.

Anders wäre es, wenn die Abnehmer der Hüttenindustrie gleichfalls in Übersee sitzen. Dann können die Hüttenwerke auch für die Belieferung ihrer Kunden billige Seefrachten einsetzen und gewinnen dann ihre vollen Standortvorteile aus dem Weg zur Hütte und von der Hütte weg. Das spielt aber für die Ruhrhütten nicht eine so entscheidende Rolle wie für manche ausländische Hüttenwerke mit Küstenstandort.

Es zeigt sich also, daß die Hüttenwerke des Ruhrgebietes auch heute einen ausgesprochen verbrauchsnahen Standort haben. Es lohnt sich, mit einigen Worten auf die sich daraus ergebenden Vorteile einzugehen.

Ein Vorteil liegt sicherlich in den Transportkosten auf dem Absatzwege. Zwar sind die Erzeugnisse eines Hüttenwerkes nicht so frachtempfindlich wie dessen Rohstoffe, der Transport der letzteren als Massengüter ist aber auch nicht so teuer. Der transportkostenoptimale Standort muß deshalb an die Verbrauchsgebiete heranrücken. Für die Belieferung des Inlandes wird also ein Hüttenwerk des Ruhrgebietes, wenn es auf nicht wesentlich höhere Rohstahlkosten kommt als eines an der Küste, immer einen standortmäßigen Vorteil haben.

Kontakt mit den Stahlverbrauchern besonders wichtig

Zum anderen spielt aber die Verbrauchsnähe für die Beziehungen zwischen Hüttenwerk und seinem Kunden eine wichtige Rolle, die in Zukunft noch steigen wird. Das gilt einmal für die Sicherheit und Schnelligkeit der Belieferungen, bei Reklamationen, für den gesamten Kundendienst usw. Diesem Umstand haben wir es z. B. zu verdanken, daß die Konkurrenz aus Übersee – besonders Japan – trotz preislich günstiger Angebote noch keinen Fuß bei uns fassen konnte.

Sodann ist die Verbrauchsnähe von großem Vorteil für den gesamten technischen Erfahrungsaustausch zwischen dem Hüttenwerk und seinem Kunden. Während früher ein Hüttenwerk seine Produkte dem Markt in einer Form angeboten hat, die sich aus der Technik der Herstellung ableitete, beginnen die Kunden gegenwärtig Änderungen zu verlangen, die den Bedingungen ihrer Verarbeitung besser entsprechen. Angesichts der immer stärkeren Konkurrenz durch Substitutionsprodukte, der sich der Stahl ausgesetzt sieht, hat bei den Hüttenwerken und ihren Abnehmern eine intensive Suche nach neuen Verwendungsmöglichkeiten des Stahls, nach neuen – den Verbraucherwünschen angepaßten – Stahllarten und -qualitäten eingesetzt. Hier sei als ein typisches Beispiel das kunststoffbeschichtete Blech oder nichtrostender Stahl erwähnt.

Dieser Trend, der sich in Zukunft noch verstärken wird, kann vom Stahlerzeuger nur in ständigem und intensivem Kontakt mit den Stahlverbrauchern bewältigt werden. Und hier ist eben ein Hüttenwerk mit verbrauchsnahe Standort, wie wir es im Ruhrgebiet finden, im Vorteil. Will das verbrauchsferne Hüttenwerk konkurrieren, muß es seine Absatzorganisation entsprechend stärker ausbauen, was sich letztlich in höheren Kosten niederschlagen muß.

Austausch von Kapazitäten begünstigt

Ebenso wie die Verbrauchsnähe, die den Ruhrhütten als Standortvorteil erhalten bleibt, spricht eine weitere Überlegung zugunsten des Standortes an Rhein und Ruhr.

Auf relativ kleinem Raum ist hier eine Vielzahl von Hüttenwerken konzentriert. Es ist nur natürlich, daß hier aus Rationalisierungsbestrebungen heraus der Austausch von Kapazitäten betrieben worden ist, um zu ähnlichen Wirkungen wie bei Großanlagen zu kommen. Gerade im Dortmunder Raum ist es z. B. zu einer für beide Partner vorteilhaften Zusammenarbeit zwischen der Dortmund-Hörder Hüttenunion und Hoesch gekommen. Voraussetzung hierfür ist aber die räumliche Nähe. Ein isoliert an der Küste liegendes Hüttenwerk wird die Vorteile eines Kapazitätsaustausches nicht in der Weise in Anspruch nehmen können, wie wir es an der Ruhr tun. Auch hier gibt es in Zukunft noch viel zu tun, um diesen Standortvorteil so weit wie möglich auszunutzen.

Es läßt sich also aus dem Gesagten der Schluß ziehen, daß der Standort der Hütten an der Ruhr seine spezifischen Vorteile besitzt, so daß er sich auch in Zukunft gegenüber Küstenstandorten behaupten kann. Wenn wir über diese allgemeine Aussage zu genaueren Überlegungen kommen wollen, muß nun natürlich der Unterschied der einzelnen Standorte an der Ruhr, z. B. zwischen westlichem und östlichem Ruhrgebiet, betrachtet werden. Und auch Küstenstandort ist nicht gleich Küstenstandort. Zugang zu leistungsfähigen Wasserstraßen, Aufnahmefähigkeit der Seehäfen für große

Schiffe, Bahntarife und vieles andere mehr müßten berücksichtigt werden. Dabei gelten für die einzelnen Transportwege und ihre Tarife nicht nur betriebswirtschaftliche Gesichtspunkte – insbesondere die jeweiligen Selbstkosten –, sondern auch gesamtwirtschaftliche und politische Gesichtspunkte, die zu beachten sind. Es ist klar, daß bei den Seehäfen, Wasserstraßen, Schienenwegen usw. noch wichtige Aufgaben vor uns liegen, um die Hüttenstandorte an der Ruhr wirtschaftlicher zu gestalten, damit sie nicht im Vergleich zu Küstenstandorten, die sicher auch noch weiter verbessert werden können, ins Hintertreffen geraten.

Der gesamte Weg des Eisens ist zu betrachten

Mir scheint es wichtiger zu sein, hier auf eine andere Frage einzugehen, die sich im Zusammenhang mit dem Standort der Ruhrhütten stellt. Ich hatte eingangs von den vielen verschiedenen Stationen gesprochen, die das Eisen auf seinem Weg durchläuft. Und es kann gesagt werden, daß die Zahl der Stationen gegenüber früher größer geworden ist, der Produktionsumweg sich verlängert hat und damit wirtschaftlich ergiebiger geworden ist. Welche der aufeinanderfolgenden Stationen nun aus dem Weg herausgeschnitten und an einem Standort an der Ruhr im Hüttenwerk vereinigt werden sollen, ist zu überlegen. Angesichts der grundlegenden neuen Voraussetzung für den Weg des Eisens vom Fundort bis zum Verbrauch ist die Verteilung aller Stationen dieses Weges auf die verschiedenen Standorte neu zu überdenken.

Ein gemischtes Hüttenwerk, wie wir es an der Ruhr finden, vereinigt im Prinzip drei große Stationen: Reduzieren und Einschmelzen des Erzes mit Koks im Hochofen, Verarbeitung des Roheisens unter Zusatz des Schrotts im Stahlwerk und Umformung des Stahls in den Walzwerken. Worauf beruht nun die traditionelle Zusammenfassung dieser drei Stationen an einem Standort? Ein wesentlicher Grund liegt in der Energiewirtschaft des Hüttenwerkes, wobei die Koksgewinnung mit zu berücksichtigen ist. Während der Hochofen einen Energieüberschuß im Gichtgas erzeugt, haben Stahlwerk und Walzwerke großen Energiebedarf. Zwischenprodukte, die mit hohen Temperaturen aus einer Produktionsstufe austreten, sollen mit möglichst geringem Wärmeverlust in die nächste eingesetzt werden, d. h. der Stahl soll „in einer Hitze“, ohne zwischendurch zu erkalten, das Hüttenwerk durchlaufen. So ergibt die räumliche Zusammenfassung der drei oben genannten Stufen ein Gesamt-, das wärmewirtschaftlich möglichst autark sein soll. Es fragt sich, ob das heute noch in der Weise wie früher gilt, und ob diese räumliche Zusammenfassung wärmewirtschaftlich auch für die Zukunft zwingend ist.

Billige Energie und neuartige Anlagen

Zuerst einmal ist dazu zu sagen, daß durch bessere Ausnutzung des Kokses als früher der spezifische Koksverbrauch im Hochofen abnimmt. Dadurch verliert das Gichtgas an Heizwert, und der Energieüberschuß des Hochofens sinkt. Diese Entwicklung wird sich auch in Zukunft forsetzen. Damit wächst zugleich der Fremdenergiebedarf eines Hüttenwerkes. Es wurde schon vorher erwähnt, daß die Kohle als Energieträger auch in der Hüttenindustrie zunehmend durch andere billigere Energieträger ersetzt wird, selbst wenn diese heute noch den größten Anteil hat. Und wenn man einen Blick in die Zukunft tun will, läßt sich denken, daß die Entwicklung der Atomkraft uns einmal Strom bringen wird, der billiger sein wird, als

wir es von den bisherigen Energiequellen gewohnt sind. Vor allem aber ist die Entwicklung auf eine größere Beweglichkeit der Energie gerichtet, als wir sie bei der Kohle kennen. Beispiele liefern die Rohrleitungen zum Transport von Öl und Gas oder Atomkraftwerke, die überall errichtet werden können. Besonders billiger Strom aber gibt den Anreiz, über Umstellungen von Erzeugungsverfahren nachzudenken. Noch ist der Hochofen die Anlage, die Roheisen in großen Mengen auf billigste Weise herstellt, aber in den Bereich des Möglichen ist seine Ablösung für die Zukunft doch gerückt. Demgegenüber ist der Strangguß, der den ersten Teil der bisherigen Stahlumformungsanlagen ersetzt, schon eine Realität mit wachsender Bedeutung. So lassen billige Energie mit großer Mobilität und neuartige Hüttenwerk-Aggregate die räumliche Zusammenfassung von Stationen, wie sie im bisherigen Hüttenwerk üblich ist, für die Zukunft nicht mehr so zwingend erscheinen.

Ein gemeinsames Vorwerk an der Küste?

Wenn man das, selbst wenn es zum Teil in die Zukunft gehört, einmal als Ausgangslage für weitere Überlegungen nimmt, wären nun die standortmäßigen Konsequenzen auf dem Weg zur Hütte und von der Hütte weg zu betrachten. Die Stationen der Erzvorbereitung liegen bereits zum großen Teil beim Ausgangspunkt des Weges, auf den Erzgruben: Anreicherung ganz, Klassierung zum großen Teil. Mir erscheint es wirtschaftlich sinnvoll, wenn auch die Klassierung soweit wie möglich von den Hütten ferngehalten und am Ursprungsort des Erzes ausgeübt wird. Denn während beim Hüttenwerk bei verschiedenen eingesetzten Erzsor ten vielseitige Klassier-Kapazitäten vorgehalten und immer wieder umgestellt werden müssen, kann die Grube sich auf die Klassierung ihres Erzes speziell und wirtschaftlich einrichten. Wegen des beim Transport anfallenden Abriebs wird allerdings eine gewisse Absiebung bei den Hütten verbleiben müssen. Das Stückigmachen ist bislang im allgemeinen in Form der Sinterung am Hüttenstandort, in Form der Pelletisierung am Grubenstandort erfolgt. Aber bei der Pelletisierung sind bereits Überlegungen im Gange, den Standort zu verlagern, hier nun in Richtung auf die Hüttenwerke zu an europäische Küstenstandorte.

Dabei muß vor allem die Frage gelöst werden, wechselnde Mengen von Erzen aus verschiedenen Quellen gemeinsam wirtschaftlich stückig zu machen.

Fragen über die Zukunft des Hochofens wurden vorhin schon gestellt. Auch sein Platz an der Küste oder in Übersee, wo Energie und Eisenerze billiger eingesetzt werden können als an der Ruhr, ergeben möglicherweise für ihn einen wirtschaftlicheren Standort. Aber auch hier liegt vieles noch in der Zukunft. So haben z. B. Untersuchungen gezeigt, daß Venezuela, wo gute Voraussetzungen für billige Energie und Eisenerz gegeben sind, als Standort für die Belieferung unserer Hüttenwerke mit Roheisen oder sogar Rohstahl noch nicht wirtschaftlich ist. Aber es ist denkbar, daß sich die Ruhrhütten für Erweiterungskapazitäten ein Vorwerk an der Küste als Gemeinschaftsanlage errichten, in dem Agglomerieranlage, Hochofen, Stahlwerk und Stranggußanlage vereinigt sind, so daß von hier die Ruhrhütten mit Vorbrammen auf billigstmögliche Weise beliefert werden.

Ein neuer Typ des Hüttenwerks an der Ruhr

Es fragt sich, welche Stationen des Weges mit welchen Anlagen denn nun auch in Zukunft am Standort der Hüttenwerke an der Ruhr verblei-

ben. Wenn man hier wieder aufnimmt, was oben über die Vorteile dieses verbrauchsnahe Standortes gesagt wurde, wird deutlich, daß es sich um die Anlagen der 2. Stufe der Stahlumformung und -veredelung handeln muß, die den nahen Kontakt zum Verbraucher benötigen. Und es steht zu vermuten, daß in diesem Bereich neue Stationen dem Hüttenwerk hinzugefügt werden müssen, um den Stahl stärker als bisher den Kundenwünschen anzupassen, ihn konkurrenzfähig zu machen, ihm neue Verwendungsmöglichkeiten zu erschließen, damit er nicht zukünftig durch die Konkurrenz der Substitutionsprodukte Markteinbußen erleidet.

Bei einigen Ruhrhüttenwerken sind solche neuen Stationen schon in der Realisierung, wo Stahl mit scheinbar konkurrierenden Stoffen – Kunststoffe, Aluminium – verbunden wird. Der weiterverarbeitenden Industrie wird damit keine Stufe entzogen, sondern eine neue Station auf dem Weg des Eisens geschaffen, die dem Stahl neue Absatzgebiete öffnet. Es ist klar, daß mit solchen Neugründungen der von der Landesregierung vorgesehene Strukturwandel des Ruhrgebiets unterstützt wird, den alle hier Lebenden als dringend notwendig empfinden, und um den sich auch die Handelskammern und die gesamte gewerbliche Wirtschaft bemühen.

So zeichnet sich in dieser Zukunftsschau ein Strukturwandel der Hüttenwerke an der Ruhr ab. Der Rohstoffseite zugewandte Stationen werden abgegeben und an wirtschaftlich günstigere Standorte verlagert, dem Verbrauch zugewandte Stationen müssen neu entstehen und werden angegliedert. Die Stationen, die diese Hüttenwerke neuen Typs auf dem Weg des Eisens herauschneiden und am Ruhrstandort vereinigen, verlagern sich vom Rohstoff weg und zum Verbrauch hin. Ob das so entstehende neue Gebilde dann noch als Hüttenwerk bezeichnet werden kann oder nicht, ist dabei nicht wesentlich. Die Antwort auf die Frage: „Haben die Hüttenwerke an der Ruhr den richtigen Standort?“, muß also nicht so sehr in der Alternative „vollintegriertes Hüttenwerk an der Ruhr“ oder „an der Küste“ gesucht werden, sondern mehr in der Überlegung, welche Stationen auf dem Weg des Eisens müssen in einem Werk an der Ruhr, welche können woanders vereinigt werden.

Die Gedanken, die hier zum Schluß entwickelt wurden, zeigen zum Teil sicher noch etwas in der Zukunft Liegendes auf. Wenn wir aber den Weg von Erfindungen in den letzten Jahrzehnten auf den verschiedensten Gebieten betrachten, können wir eine zunehmende Geschwindigkeit der technologischen Entwicklung feststellen. Die heutigen Erfindungen und Entwicklungen brauchen offensichtlich weniger Zeit für das Wachsen und Reifen, aber auch für das Absterben als früher. So stehen wir in der Gegenwart vor völlig anderen Anforderungen mit anderen Zeitmaßstäben wie die Generation vor uns. Das berechtigt und verpflichtet uns sogar, Entwicklungen in den Blick einzubeziehen, die heute vielleicht noch „utopisch“ erscheinen. Daß wir dabei aber auch größte Vorsicht walten lassen müssen, ist klar. In der Realisierung wichtiger Entwicklungen zu spät zu kommen, kann für ein Unternehmen, für einen Wirtschaftszweig den Niedergang bedeuten; aber auch zu früh etwas später technisch Richtiges zu realisieren, kann zu schweren Belastungen führen. Und das muß auch für alle Überlegungen hinsichtlich des Standortes unserer Hüttenwerke gelten.

► Lagen die Hochöfen in Küstennähe, würde der Weg des Erzes abgekürzt und sein wiederholter Umschlag auf Bahn oder Binnenschiff überflüssig gemacht – hier in Blick in unseren Dortmunder Hafen Hardenberg



Koks wird nicht seekrank



Auf Hochseefrachtern durch Nordsee und Mittelmeer nach Italien

„Koks ist uns eine willkommene Ladung! Sie kann auch bei rauer See in der Biskaya nicht verrutschen, unsere Luken sind gestrichen voll, und das Schiff hat einen günstigen Schwerpunkt!“ So sagte der Kapitän des Massengutfrachters MS „Widar“ von der Seereederei „Frigga“ AG in Nordenham an der Wesermündung gegenüber von Bremerhaven, als unser Fotograf „anheuerte“, um eine Reise mit Hoesch-Koks nach Italien und zurück mit Erz aus Marokko mitzuerleben. WERK UND WIR berichtete im Heft 12/1963 über den „Wasserbahnhof für Kohle und Koks“, den Hafen der Hoesch AG Bergbau am Rhein-Herne-Kanal in Altenessen, von dem aus unsere festen Brennstoffe durch die Binnengewässer innerhalb Deutschlands und zu den Nachbarländern auf die Reise gehen. Verfolgen wir heute einmal den Seeweg des Kokses bis nach Italien und betrachten die Stationen des Umschlages von unseren Kokereien bis nach Genua!

Bevor wir aber den Fuß auf die schwankenden Schiffsplanken setzen, noch ein Blick auf die Karte. Ist denn dieser weite Bogen des Massengutfrachters durch die Nordsee, durch den Ärmelkanal, rund um Spanien und durch das halbe Mittelmeer zur Westküste Italiens gerechtfertigt? Geht der Koks nicht auch auf dem Schienenweg in den italienischen Stiefel? Gewiß, aber die Alpenpässe wären allein durch die Kohlenzüge verstopft, würde nicht auch der Seeweg genutzt, denn ein Güterzug faßt höchstens 1350 Tonnen Koks, ein einziges Motorschiff wie die „Widar“ aber lädt allein 7000 Tonnen Koks! In die westlichen Länder Frankreich, Holland, Belgien, Luxemburg und in die Schweiz gelangt der Koks in Waggons und auf Binnenwasserwegen, nach Österreich ist allein der Bahnweg zweckmäßig. Den „Sprung“ über die Ostsee machen die festen Brennstoffe mit Seeschiffen wie auch in Waggons über die Fährschiffe der „Vogelfluglinie“.

Die „Widar“ liegt bereit

Jetzt aber zu unserem Schiff, vor dem die Bundesbahnwaggons schon warten, um ihre Fracht

► Beim Beladen des Schiffes fällt der Koks vom Greifer in die Trimmmaschine, die das Ladegut bis in die letzten Winkel der Laderäume befördert



in die Ladeluken abzugeben. 10482 Ladetonnen kann die „Widar“ mit ihren 6051 Bruttoregister-tonnen aufnehmen. Dieselmotoren mit 4000 PS geben dem 144 Meter langen und 18 Meter breiten Frachter bei einem Tiefgang von 8,20 Metern eine Reisegeschwindigkeit von 13 Seemeilen. („Landratten“ würden die Geschwindigkeit umrechnen in 25,4 Kilometer in der Stunde.) Die Fahrt von Nordenham bis Genua dauert – wenn Neptun seinen Dreizack ruhen läßt – acht Tage. Während die Greifer der Bagger am Kai die ersten Tonnen aus den Bahnwaggons über die Reling heben, wollen wir uns noch sagen lassen, von welchen Organisationen aus dafür gesorgt wird, daß der Umschlagsfahrplan keine Lücken hat. Da ist zunächst die Exportabteilung der Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH in Essen. Hier trifft von unserer Schwester-gesellschaft Hoesch Italiana S. p. A. in Mailand die Bestellung eines italienischen Kunden ein, und von hier aus wird mit Reedereien und Schiffsagenten der passende Schiffsraum für die unterschiedlichen Staumaße der einzelnen Kokssorten ausgesucht. In Zusammenarbeit mit den Ruhrkohlen-Verkaufsgesellschaften ist dann bald der Tag festgelegt, an dem die Waggons oder die Kanalkähne für den Umschlag in das Seeschiff zur Stelle sein müssen.

Sehr sorgfältiger Umschlag

Für den Umschlag sind spezialisierte Umschlagsfirmen zuständig. Wenn der Koks zu mehreren Abnehmern in verschiedene Häfen gehen soll, oder wenn ein Schiff eine gemischte Ladung, etwa aus Kohle, Koks und Briketts, aufnimmt, läßt unsere Exportabteilung das getrennte Beladen und Verstauen sehr genau überwachen. Unterwegs darf nichts zusammen-laufen, und in den Zielhäfen muß ein reibungs-loses Löschen möglich sein. Ist das Schiff be-laden, geht über Fernschreiber eine Meldung an die Exportabteilung. Jetzt bekommt der Kapitän die Schiffsbegleitpapiere wie Seefrachtbrief, Stauplan und Zeittabelle.

Beim Verladen den „Rüssel“ vor die Linse zu bekommen, war unserem Fotografen nicht mög-lich. Dazu hätte er sich mit dem Koks in die Ladeluken fallen lassen müssen. Der „Rüssel“ ist der unterste Teil eines Becherwerkes, der das Transportgut, das mit Greifern aus den Waggons gehoben und über Transportbänder

▼ Nicht nur Greifer schlagen das Ladegut von den Waggons in den Schiffsrumpf um. Unser Bild zeigt einen Umschlag über Transportbänder im Bremer Hafen



zum Schiff geleitet wird, bis auf den Boden der Laderäume sanft hinabläßt. Dadurch wird ver-mieden, daß Kohle oder Koks durch zu große Fallhöhe zerbrechen.

Nicht mehr von Hand getrimmt

Eine Trimmaschine nimmt den Schauerleuten die „Knochenarbeit“ des Trimmens ab. Bis vor wenigen Jahren mußten viele Männer im Schiffsrumpf das Gut bis in die äußersten Ecken schaufeln. Heute sorgt die Trimm-maschine dafür, daß der Koks in allen Laderäu-men gleichmäßig und randvoll aufgefüllt wird. Sind die Luken geschlossen und das Ladegut gegen Witterung und bei Sturm überkommen-des Seewasser geschützt, kann die Reise be-ginnen.

Selbstverständlich ist die Ladung versichert. Legt das Schiff vom Kai ab, gibt die Export-abteilung wieder über Fernschreiber Nachricht von der Abfahrt und der voraussichtlichen An-kunft an die Schwesterfirma in Mailand.

Koks wird nicht seekrank, aber auch die spa-nische Besatzung der „Widar“ – ihr Name stammt aus der germanischen Götterwelt – kam nicht aus dem Lot, als ihr schon in der Nordsee eine steife Brise mit Windstärke 7 entgegenblies. (Das entspricht einer Windge-

schwindigkeit von rund 60 Kilometern in der Stunde.) Um so glatter lag auf dieser Reise dann die See in der sonst so gefürchteten Biskaya. Acht Tage dauerte die Reise, drei Tage waren für das Beladen gebraucht worden, sechs Tage dauerte dann das Entladen in Genua. Dieser längere Zeitraum kommt da-durch zustande, daß am Zielhafen nur mit Krä-nen und Greifern in Waggons und auf Last-kraftwagen entladen werden kann. Siebzehn Tage also lagen zwischen der Stunde, da die deutschen Waggons mit Hoesch-Koks in Nor-denham eintrafen, und dem Augenblick, in dem der Greifer die letzte Tonne Koks aus dem Schiffsrumpf hob und auf italienischen Boden absetzte.

Auch in andere Mittelmeerhäfen wird unser Koks auf dem direkten Seeweg geliefert. Die Reise aber, auf der unsere Fotos entstanden, war für die „Widar“ in Genua noch nicht zu Ende. Sie ging weiter quer durch das Mittel-meer zur afrikanischen Küste, denn in Melilla sollte der Frachter 10000 Tonnen Erz aus Ma-rokko für unsere Hochöfen laden.

▼ Die „Widar“ ist in Genua eingelaufen. Sofort be-ginnt das Entladen. Tief in den Schiffsrumpf senkt sich der Greifer, um den Koks in die bereitstehenden Waggons oder Lastkraftwagen zu heben



Den Markt für Eisen und Stahl erweitern



Eisenhüttentag 1964

„Nachdem sich die Schatten der letzten Jahre etwas gelichtet haben, können wir den diesjährigen Eisenhüttentag mit etwas Erleichterung durchführen!“ Mit diesen Worten leitete Professor Dr. Hermann Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, seine Ausführungen zur Lage der deutschen Stahlindustrie ein und deutete damit die Zuversicht an, daß durch steigenden Stahlverbrauch auch die Produktionssteigerung anhalten werde. Sein Vortrag stand im Mittelpunkt der Hauptsitzung des Eisenhüttentages 1964 am 6. November in Düsseldorf, an dem wieder über 4000 Stahlfachleute, darunter 250 Besucher aus 28 europäischen und außereuropäischen Ländern, teilnahmen. Zu den zahlreichen Gästen gehörten Vertreter der Bundesministerien und Landesministerien, der diplomatischen und konsularischen Korps, der Hohen Behörde der Montanunion, der Europäischen Atomgemeinschaft und Wissenschaftler von Hochschulen und Forschungsinstituten.

Nach dem Rückgang der Stahlproduktion in der Bundesrepublik in den Jahren 1961 bis 1963, so stellte Professor Schenck eingangs fest, werde im laufenden Jahre die Spitzenerzeugung von 1960 – das waren 34,1 Millionen Tonnen Rohstahl – wieder erreicht und voraussichtlich um 3 bis 3,5 Millionen Tonnen überschritten werden. Nach ähnlichen Auf- und Abbewegungen in anderen industriell hochentwickelten Ländern der Welt fordere die Tendenz zur Produktionssteigerung auf zu überlegen, auf welche Weise sich die deutsche Stahlindustrie eine ausreichende Beteiligung an der Deckung des Weltstahlbedarfs bewahren könne.

„Darauf gibt es nur die Antwort“, so sagte Prof. Schenck, „daß unser Stahl attraktiv sein muß – preisgünstig und zur rechten Zeit verfügbar, vorzüglich und zuverlässig in der Qualität. Die Preisgünstigkeit hat dabei fast immer entscheidendes Gewicht. Leider sind auch die wirtschafts- und finanzpolitischen Wettbewerbsverzerrungen, die andere Länder auf unsere

Kosten begünstigen, trotz aller dankenswerten Anstrengungen der EWG-Kommission und der Hohen Behörde noch nicht beseitigt. Für unsere Werke ist und bleibt daher die Kostensenkung das große technisch-wirtschaftliche Problem. Wir stehen zwischen weltweiten Entwicklungen, die uns fördern oder zurückwerfen können; es ist unsere Sache, die guten Kräfte zu nutzen und die schlechten in ihr Gegenteil zu wenden.“ Eine gut überschaubare Entwicklung, so führte er weiter aus, habe die Versorgung mit Eisenerz genommen. Unter dem Einfluß neu erschlossener Lagerstätten seien Preisschwankungen in tragbaren Grenzen geblieben.

Hütten brauchen billigen Koks von leistungsstarkem Bergbau

Besonders lebhaftes Interesse – auch in der Öffentlichkeit – fanden die Ausführungen Prof. Schencks über die Entwicklung im deutschen Steinkohlenbergbau nach der jüngsten Anmeldung zahlreicher Schachtanlagen zur Stilllegung. Er betonte: „Wenn die Kohle in der Auffassung des Staates und der meisten Energieverbraucher nur eine der möglichen Energiequellen ist, so ist sie für den Hüttenmann mehr – nämlich die unentbehrliche Energieform zum Betrieb der Hochöfen. Infolgedessen ist sie ein Kostenelement, aus dessen Entwicklung ein unmittelbarer Einfluß auf die Roheisenkosten abzuleiten ist.“ Aus dem Rückgang des spezifischen Koksverbrauchs von mehr als 1000 auf weniger als 700 Kilogramm je Tonne Roheisen (die Westfalenhütte verbrauchte im letzten Geschäftsjahr durchschnittlich sogar nur 617 Kilogramm Koks je Tonne Roheisen) sei keineswegs herzuleiten, daß die Bedeutung der Hüttenwerke als Kunden des Bergbaus abnehmen müsse, denn mit der aufwärtsführenden Tendenz der Roheisenproduktion werde sich auch der Gesamtkoksabruf der Hochöfenwerke nach oben entwickeln. Bei einer jährlichen Fördermenge von 140 Millionen Tonnen Steinkohle werde der Förderanteil für den Bedarf der Roheisenproduktion einen Grundabsatz von 17 bis 20 v.H. und mehr abgeben.

Alles, was die Stellung des Kohlenbergbaus schwäche, werde sich in den Kohle- und Koks-



kosten wiedertinden und könne eine Entwicklung einleiten, an deren Ende die niedergekämpfte Kohle nicht mehr als Regulativ für die Preisgestaltung der zurückbleibenden Sieger in Betracht komme.

Die Gegenwart verlange eine klare energiepolitische Konzeption und Folgerungen aus der Erkenntnis, daß unsere Hüttenwerke auf Jahre hinaus billigen Koks brauchen, der von unserem Steinkohlenbergbau nur bereitgestellt werden könne, wenn er leistungsstark ist.

Professor Schenck schloß diesen Problemkreis mit den Worten: „Es geht nicht an, die Energiewirtschaft als ein isolierbares Feld zu betrachten, auf dem der Wettkampf der verschiedenen Darbieter allein den Gesetzen der freien Marktwirtschaft überlassen werden kann; es müssen die Gefahren in Rechnung gestellt werden, die der gesamten Grundstoffindustrie entstehen, wenn die Kohle – und nur sie allein – weiterhin benachteiligt wird. Das gute Prinzip der freien Marktwirtschaft kann auch Schäden nach sich ziehen, wenn es nämlich in die Hand der Formalisten gerät.“

Noch engere Zusammenarbeit

Dann wandte sich Prof. Schenck der Absicht von vier deutschen Werken, darunter die Hoesch AG, zu, ihre Aufträge für Stab- und Formstahl nach einem gemeinsamen Walzprogramm so auf die 15 Walzstraßen der Werke zu verteilen, daß kostensparende Walzlose der Zersplitterung der Walzprogramme mit ihren großen Zeitverlusten begegnen. Die Genehmigung dieses Vorhabens durch die Hohe Behörde der Montanunion würde den Weg zu einer wirksamen Rationalisierung eröffnen, die dazu den Vorteil habe, ohne neue Investitionen auszukommen.

Abschließend stellte Prof. Schenck fest, daß für die deutschen Hüttenwerke nicht nur die Erzeugungshöhe allein entscheidend sei, sondern die Zweckmäßigkeit der Anlagen, ihr Standort im Zusammenwirken mit Fracht- und Umschlagbedingungen und ihre Programmgestaltung. Gleichzeitig erwachse die Aufgabe, den Markt für Stahl und Eisen zu erweitern und neue Anwendungsgebiete zu erschließen. Aus dieser

Sicht könne das neue „Stahlzeichen“ vielleicht auch in Deutschland das Bewußtsein stärken, daß der weitaus größte Teil verbrauchten Metalls in der Welt der Stahl sei, und daß dieser Werkstoff die Zivilisation und den Wohlstand der Völker mitbestimme.

Fruchtbarer Erfahrungsaustausch zwischen Erzeugern und Verbrauchern

Der Verein Deutscher Eisenhüttenleute verstärkte sein Bemühen, mit den verschiedensten Verbrauchergruppen eng zusammenzuarbeiten. In Düsseldorf kam daher Werftdirektor Dr. Voltz, Hamburg, als Sprecher der Verbraucher zu Wort, um Anregungen zur Rationalisierung des Stahlangebotes zu geben. Zu den wesentlichen Wünschen des Verbrauchers, neben denen nach laufender Verbesserung der Gütewerte und der Verwendungseigenschaften des Stahls, gehörte die Anregung, die Vielzahl der angebotenen Sorten zu vermindern. Eine solche Bereinigung könne die Lagerhaltung erleichtern, die Gefahr der Verwechslung mindern und nicht zuletzt durch Rationalisierung die Herstellungskosten senken. Als weitere Wünsche nannte Dr. Voltz, Oberflächenfehler wegen der Korrosionsgefahr nicht als Schönheitsfrage zu behandeln, die Erzeugnisform zu vervollkommen und die zulässigen Maßabweichungen einzuschränken.

Forschung und Lehre

In der vorangegangenen Mitgliederversammlung ging Dr.-Ing. Thomas, geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, in seinem Jahresbericht auf die Notwendigkeit ein, die Ausbildung und Weiterbildung der Hüttenleute noch mehr zu verbessern. Für die jungen von den Hochschulen kommenden Diplomingenieure sei die Möglichkeit geschaffen worden, zunächst für 18 Monate als Ingenieur-Assistent sich in verschiedenen Betrieben und Abteilungen mit der Praxis vertraut zu machen.

Diese Einrichtung habe sich gut bewährt und sei den Hütten wie den noch Studierenden dringend zu empfehlen. Als weitere Stufe der Förderung nannte Dr. Thomas die inzwischen

bewährten Lehrgänge für Führungskräfte und die Studienreisen ins Ausland im Rahmen eines internationalen Austauschprogramms.

Besonderen Dank übermittelte Dr. Thomas an alle Mitgliedswerke für die Förderung der Forschung an den Hochschulen, die ohne diese Hilfen und Sonderzuwendungen über die staatlichen Mittel hinaus kaum durchführbar wäre. Auch in diesem Jahr bildete ein Vortrag allgemeinen Inhalts den Abschluß des Eisenhüttenfestes. Professor Dr. Mägdefrau, Tübingen, sprach zum Thema „Die Vegetation der Erde einst und jetzt“. Professor Mägdefrau zeichnete ein Bild vom Pflanzenkleid der Erde in der Vorzeit bis in die Nacheiszeit, in der sich die heutige Pflanzendecke ausbildete. Als scharfen Wendepunkt in der Vegetation Europas bezeichnete er die Jungsteinzeit von 4000 bis 2000 vor Christi, als der Mensch mit Ackerbau und Viehzucht in die natürliche Vegetation eingriff und von ihm selbst ausgebildete Gewächse an ihre Stelle setzte. Er kam zu dem Schluß, daß der Mensch die Vegetation der Erde in Richtung zunehmender Artenarmut, Waldarmut und Versteppung verändert habe. Die letzten Reste ursprünglicher Vegetation vor der Zerstörung zu bewahren, sei heute vor allem notwendig, um auch in Zukunft an natürlichen Lebensgemeinschaften die Gesetze erforschen zu können, denen sich jeder weitere Eingriff des Menschen in die Vegetation fügen müsse. Für die heutige Menschheit stellten die Naturpflanzen direkt oder indirekt die Grundlage der Ernährung dar. Um den mit wachsender Bevölkerungszahl ansteigenden Nahrungsbedarf zu decken, gäbe es drei Möglichkeiten: die Wüstengebiete zu bewässern und für den Getreideanbau geeignet zu machen, genügsame Naturpflanzen zu züchten und die niedrigen Pflanzen, besonders einzelne Algen, in die Ernährung einzubeziehen.

Der Verein Deutscher Eisenhüttenleute verlieh in diesem Jahr die Carl-Lueg-Denkünze an Professor Dr. Eduard Maurer, Berlin, in Anerkennung seiner Verdienste um die wissenschaftlichen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Eisenwerkstoffe, besonders bei der Entwicklung nichtrostender Stähle.



Professor Dr. Hermann Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, gab in der Hauptsitzung einen Bericht zur Lage der deutschen Stahlindustrie. Auf die Frage, wie sich die deutschen Werke eine ausreichende Beteiligung an der Deckung des Weltbedarfs bewahren könnten, stellte er als einzig mögliche Antwort heraus, der deutsche Stahl müsse preisgünstig und zur rechten Zeit verfügbar, vorzüglich und zuverlässig in der Qualität sein



Professor Dr. Karl Mägdefrau, Tübingen, hielt den Festvortrag allgemeinen Inhalts, der nach alter Übung auch in diesem Jahr die Hauptsitzung beschloß. Sein Thema lautete: „Die Vegetation der Erde einst und jetzt“



Dr.-Ing. Paul Voltz, der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Werft AG in Hamburg, kam als Sprecher der verarbeitenden Industrie auf dem Eisenhüttenfest zu Wort und legte die wesentlichen Wünsche der Verbraucher dar. Besonders betonte er die Anregung, die Sortenvielfalt beim Stahl zu überprüfen



**Einer,
der
für
viele
steht**

**Menschen
wie
du
und
ich**

Der Walzer

In dieser Aufsatzreihe stellen wir unseren Lesern aus der Vielzahl der in unseren Werken und Verwaltungen ausgeübten Berufe und Tätigkeiten Menschen vor, die stellvertretend für ihre Arbeitskollegen stehen. In unserer Reihe erschienen bisher der Hochöfner (1/64), der Hauer (2/64), die Laborantin (3/64), der Ausbilder (4/64), der Seilermeister (5/64), die Stenotypistin (6/64), der Betriebsdirektor (7/64), der Elektrohauer (8/64), der Schmied (9/64), der Forschungsassistent (10/64) und der Kaufmann (11/64).

Herbert Weißkopf beugt sich zum Mikrophon. „Die Kommission ist zu Ende.“ Er spricht vom Leitstand zu allen Steuerleuten an der Hohenlimburger Mittelbandstraße: „Die nächste Kommission wird 358 mal 2, Material Vto, Walztemperatur 920 Grad, Haspeltemperatur 650 Grad.“ Vor ihm liegt der Auftragszettel, von dem er die Daten des nächsten Loses abliest – sie bedeuten, daß der Kunde 358 Millimeter breites und 2 Millimeter starkes Band aus vergütetem Thomasstahl in Auftrag gegeben hat. Während die letzten beiden Brammen des alten Auftrags mit immer wachsender Geschwindigkeit die Walzgerüste durchlaufen, sieht Herbert Weißkopf auf den Fernsehschirm in seiner Glaskanzel. Er beobachtet, wie das ausgewalzte Gut zum Haspel läuft, und weiß, daß nun die von ihm verständigten Steuerleute mit dem Walzmeister an der Spitze die Walzgerüste auf die Maße des neuen Auftrags umstellen. Wenige Sekunden später tönt aus dem Lautsprecher die Stimme des Walzmeisters: „Ein Stück bringen!“

Herbert Weißkopf schaut hinüber zur Hallenwand, wo für alle sichtbar eine Tafel angebracht ist. Sie ist dunkel – also kann er die erste Bramme kommen lassen. Leuchtete hingegen eins ihrer Felder rot auf, wüßte er sofort, daß und wo etwas nicht in Ordnung ist... Nun folgt ein Blick auf den Ofeneinsatzzettel. Der Mann im Leitstand vergewissert sich, wie die Brammen in den Stoßöfen liegen, dann gibt er das Signal zum Ausstoßen.

Gleich darauf gleitet die rotglühende, neun Meter lange Bramme über den Rollgang in das erste Duogerüst. Als sie in Höhe des Leitstandes ist, wendet sich Herbert Weißkopf dem Wärmemesser zu, der die Temperatur der Bramme aufzeichnet. Die Gradzahl stimmt genau, und er läßt die Bramme weiterlaufen, die sich gleich darauf in der fünfgerüstigen Fertigstaffel zu ihrer endgültigen Länge streckt. Schon kommt vom Haspel die Bestätigung, daß bei der ersten ausgewalzten Bramme des neuen Auftrags die gewünschten Maße eingehalten sind. Nun kann es rundgehen: Aus beiden Stoßöfen läßt Herbert Weißkopf abwechselnd eine Bramme nach der anderen kommen. 25 bis 50, ja sogar 70 Brammen fordert er in der Stunde an, kontrolliert ihre Temperatur und schickt sie durch die Walzgerüste. Seine Finger bewegen sich schnell und sicher über die Knöpfe, Tasten, Schalter und Hebel, während seine Augen die Brammen auf ihrem Weg verfolgen und die Anzeigen der Meßinstrumente prüfend aufnehmen. Nach einer dreiviertel Stunde ist der Auftrag ausgewalzt, Herbert Weißkopf läßt auf der Tafel gegenüber das Feld „Sortenwechsel“ auf-

leuchten und sagt die Maße des nächsten Loses durch...

So geht es acht Stunden lang. Stete Aufmerksamkeit, die Fähigkeit, alle Meldungen und Meßwerte „zusammenzuschauen“ und die Gabe, schnell zu reagieren, sind selbstverständliche Voraussetzungen für einen Walzer von heute, der mit seinem Kollegen von gestern nur noch den Namen gemein hat. Er denkt gar nicht mehr daran, selber Hand an den Werkstoff zu legen, ihn mit Zangen und Stangen in die richtige Bahn zu lenken und in die Walzgerüste einzuführen. Auf Kraft und auf handwerkliches Geschick kommt es bei ihm nicht mehr an – um so mehr aber auf einen hellen, wachen Kopf und auf starkes Verantwortungsgefühl.

Weniger anstrengend ist die Arbeit eines Walzers deshalb aber gewiß nicht geworden. Herbert Weißkopf weiß, was er getan hat, wenn er nach der Schicht nach Hause kommt – und doch macht ihm seine Arbeit Freude. Er ist zufrieden, denn er fühlt sich in Hohenlimburg und auch bei unseren Walzwerken zu Hause, obwohl er erst nach dem Krieg hierhergekommen ist.

Herbert Weißkopf stammt nämlich aus Sachsen. 1907 in Burgstedt unweit von Chemnitz geboren, besuchte er die Handelslehranstalt, legte eine kaufmännische Lehre ab und war als kaufmännischer Angestellter in der Textilbranche tätig. Später wurde er Sachbearbeiter im Arbeitsamt, dann kam der Krieg, er wurde eingezogen und erst 1946 wieder aus der Gefangenschaft entlassen. Da er nicht in der Sowjetzone bleiben wollte, nahm er eines Abends ein Fünfmarkstück, warf es auf die Landkarte und beschloß, mit seiner Familie – seiner Frau und zwei Kindern – dorthin zu gehen, wohin es gefallen war – nach Hohenlimburg.

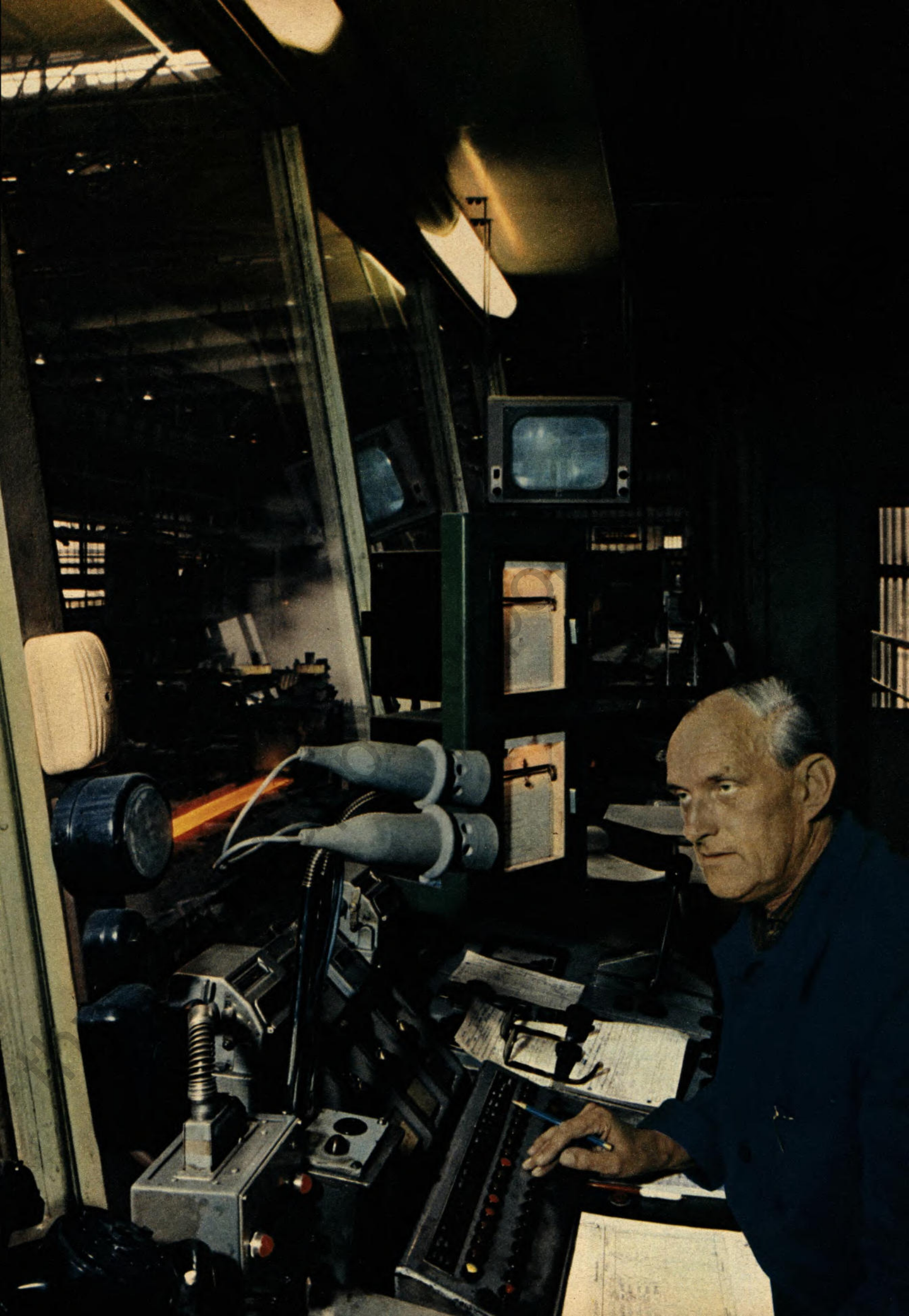
So kam er 1948 ins Lennetal, und so geschah es, daß er Walzwerker wurde, denn als kaufmännischer Angestellter fand er damals keine Arbeit. Kurzentschlossen sattelte er um, wurde Walzer und lernte in den folgenden Jahren seinen neuen Beruf von Grund auf kennen. Er säuberte Walzen, arbeitete an der Richtmaschine und am Bindetisch und wurde Kolonnenführer, als die 260er Straße wieder zu arbeiten begann. Dann wurde die Mittelbandstraße gebaut, und seit ihrer Inbetriebnahme im Juli 1955 ist er Steuermann im Leitstand.

Nach der Arbeit aber hat er seit je Entspannung und Anregung in der Musik gesucht und gefunden. Früher spielte er selbst Violine, heute beschränkt er sich aufs Zuhören. Selten entgeht ihm ein Konzert in Hohenlimburg oder in Hagen, und auch im Urlaub nutzt er gern die Gelegenheit zum Besuch einer Oper oder eines Sinfoniekonzertes. So war ein Besuch der Münchner Oper erst kürzlich eines seiner schönsten musikalischen Erlebnisse.

► Herbert Weißkopf im Leitstand der Hohenlimburger Mittelbandstraße fordert die Brammen beim Stoßofen an und kontrolliert ihre Temperatur

◄ Musik ist seine liebste Entspannung; früher spielte er selbst, heute begnügt er sich mit Zuhören





**passiert
notiert
fotografiert**

Mitte Oktober empfing der argentinische Staatspräsident Dr. Illia Gerhard Elkmann vom Vorstand unserer Gesellschaft und Klaus Probandt, Geschäftsführer von Hoesch Export. Unser Bild entstand während des Empfangs und zeigt von links nach rechts: Juan Fabregas von Hoesch Argentina, den Staatspräsidenten Dr. Illia, Gerhard Elkmann, Alfredo Korn von Hoesch Argentina und Klaus Probandt.



Die Prüfungsangst ist nun überstanden. Am 4. November wurden 22 gewerbliche und zwei kaufmännische Lehrlinge der Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg freigesprochen. Die Starkstromelektriker Willi Rau (links) und Hans Fuhrmann (zweiter von links) bestanden ihre Facharbeiterprüfung mit Auszeichnung – zwei Lehrlinge schnitten mit sehr gut, sieben mit gut, acht mit befriedigend und drei mit ausreichend ab. Von den beiden kaufmännischen Lehrlingen bestand Karin Winterhagen ebenfalls mit Auszeichnung. Auf unserem Bild überreicht Ing. Werner Schütte während der Freisprechungsfeier in Iserlohn den gewerblichen Lehrlingen, die im Kammerbereich der Südwestfälischen Industrie- und Handelskammer ihre Facharbeiterprüfung mit Auszeichnung bestanden, ein Buch.

Auch Sicherheitsbeauftragte sind in Gefahr, betriebsblind zu werden. Um ihre Aufmerksamkeit für Gefahrenquellen im eigenen Betrieb wachzuhalten, haben sich die Sicherheitsbeauftragten der Hohenlimburger Walzwerke vorgenommen, einmal im Jahr einen der anderen Hoesch-Betriebe zu besuchen. Im November kamen sie zur Westfalenhütte und wurden von Dr. Otto Wilmes, Sachbearbeiter unserer Gesellschaft für Fragen der Arbeitssicherheit, durch das Werk geführt. Auf unserem Bild sehen wir im Breitbandwalzwerk von links nach rechts: Heinz Jüttemeyer, Horst Boensmann, Adam Knecht, Wilhelm Bamberg, Dr. Otto Wilmes und Max Heisig.



Wir bitten um ihr Urteil

12

Menschen
im
Betrieb

Unsere Aufsatzreihe „Menschen im Betrieb“ begann mit dem Thema „Führen ist eine Kunst“ (1/1964). Die Aufsätze „Auch Mitarbeiten ist eine Kunst“ (2/1964), „Ein Neuer kommt“ (3/1964), „Mitarbeit ist Zusammenarbeit“ (4/1964), „Diese Jugend heute...!“ (5/1964), „Mitdenken im Betrieb“ (6/1964), „Anweisen – Kontrollieren – Beurteilen“ (7/1964), „Information im Betrieb“ (8/1964), „Sind Spannungen unvermeidlich?“ (9/1964), „Betriebsklima – gibt es das noch?“ (10/1964), „Weiterbildung tut not!“ (11/1964) folgten.

Viele unserer Leser werden die seit Januar dieses Jahres erschienenen Beiträge um den „idealen“ Vorgesetzten und den „idealen“ Mitarbeiter mit Interesse und Zustimmung gelesen haben, andere haben möglicherweise gedacht: „Schöne Worte – aber leere Worte! Was sollen wir damit im rauen Alltag unseres Betriebes?“ Nun, wir haben diese Beitragsreihe durchaus und nur für die tägliche Praxis geschrieben. Wir glaubten, daß man den Pflichten seiner Tagesarbeit aufgeschlossener und bereitwilliger gegenübertritt, wenn man sie einmal grundsätzlich durchdacht hat. Heute wollen wir den Beweis für diese Auffassung antreten. Wir stellen einige Fälle vor, die sich in unseren Werken täglich zutragen können. Sie als Leser sollen diese Fälle beurteilen. Ihr Urteil wird dabei recht verschieden ausfallen, je nachdem, ob Sie aus dem Gefühl reagieren oder aus bewußter Einsicht in die sachlichen und menschlichen Erfordernisse Ihres Betriebes. Diese Einsicht wollten wir mit unseren Berichten während des vergangenen Jahres fördern. Ob es uns gelungen ist, liegt in Ihren Antworten beschlossen.

Fall 1



Bitte, sehen Sie sich einmal diesen jungen Menschen an. Halbstark, nicht wahr? Moped, hautenge Hosen, Lederjacke, Kaugummi zwischen den Zähnen. Ein Angeber, wie er im Buche steht. Und auch bei der Arbeit ist er alles andere als tüchtig. Auf Anweisungen seiner Vorgesetzten oder seiner älteren Kollegen reagiert er störrisch. Er tut immer nur das Nötigste und wartet schon am frühen Morgen auf den Augen-

blick, an dem er seinen Arbeitsplatz verlassen und mit dem chromblitzenden Moped ins Kino, in das „Spielkasino“ oder zum Jazzklub fahren kann.

Wie würden Sie wohl auf einen solchen Bur-schen reagieren?

- a) Ihn am liebsten übers Knie legen?
- b) Ihn einfach links liegenlassen?
- c) Sich um ihn kümmern, weil er auch Ihr Sohn sein könnte?

Fall 2



Mitarbeiter Ohlert hat Probleme, die er mit seinem Meister besprechen will. Der sagt ihm: „Habe im Augenblick leider keine Zeit, aber später, irgendwann am Nachmittag; ich sage Ihnen Bescheid.“ Aber der Nachmittag geht vorüber. Der Meister gibt keinen Bescheid.

Wie würden Sie reagieren, wenn Sie an Ohlerts Stelle wären?

- a) Zu dem gehe ich nie wieder!
- b) Hat wahrscheinlich keine Zeit gehabt; morgen versuch ich's noch mal.
- c) Ich habe das Meine getan, jetzt muß der sich rühren.

Fall 3



Grunert hat den ersten Tag in seinem neuen Betrieb hinter sich. Am Abend erzählt er: „In dem Laden bleibe ich nicht lange. Der Meister hat mich zwar freundlich empfangen, aber 'ne Arbeit zugeteilt hat er mir nicht. So hab ich jeden Dreck machen müssen, und die Kollegen haben auch noch ihren Witz mit mir gemacht. Einer sagte mir, ich sollte in die Werkzeugmacherei gehen und schnell eine Rohrseele holen. Woher soll ich – als Tischler – wissen, daß man darunter nur die Höhlung eines Rohres versteht? Aber gebrüllt haben sie vor Lachen, als ich losgegangen bin. Und dann am



Mittag! Meinst du, einer hätte mich mit zur Kantine genommen? Und als ich mir mein Zeug geholt hatte und an einem Tisch saß, da tippte mir doch einer auf die Schulter und sagte: 'Mein Platz, Kollege.' Nee, hier bleib ich bestimmt nicht lange."

Wie würden Sie an Grunerts Stelle reagieren:

- a) Auch gehen wollen?
- b) Vom Meister eine anständige Arbeit verlangen?
- c) Sich nichts draus machen und einfach stur sein?

Fall 4



Petermann arbeitet an einer Stanzmaschine. Er hat eine Idee, wie er die Arbeit vereinfachen könnte. Einige technische Umstellungen sind dazu aber erforderlich. Der Meister setzt sich dafür ein und erreicht, daß der Arbeitsplatz entsprechend geändert wird. Er spricht Petermann seine Anerkennung aus und erwähnt im Gespräch die Absicht, über diese Arbeitsvereinfachung einen schriftlichen Bericht zu geben. „Vielleicht haben auch andere Abteilungen etwas davon.“ Petermann findet nun, er könne für seinen Vorschlag eine Prämie erwarten. Der Meister aber lehnt ab: „Nee, mein Lieber, von einem tüchtigen Mitarbeiter kann ich verlangen, daß er sich für seinen eigenen Arbeitsplatz was einfallen läßt, ohne gleich Geld dafür zu verlangen.“

Was halten Sie von diesem Vorgesetzten?

- a) Mitdenken im Rahmen meiner Arbeit ist eine Selbstverständlichkeit, und wenn es auch dem einen oder anderen Kollegen nutzt, um so besser.
- b) Mißgünstiger Knauser, hat nur das Firmeninteresse im Auge. Nie wieder denk ich mir was aus.
- c) Der Meister hätte mich auffordern müssen, die Verbesserung als Vorschlag schriftlich einzureichen. Dann hätte ich sicher eine Prämie erhalten.

Fall 5



Volkman ist gerade zum Vorarbeiter ernannt, hat daher noch keine Führungserfahrung, und

«Für sie – und für alle Mitarbeiter in unseren Werken – ist die Aufsatzreihe über den „idealen“ Vorgesetzten und den „idealen“ Mitarbeiter geschrieben, deren zwölfter Beitrag das zuvor Gesagte in einem Frage- und Antwortspiel zusammenfaßt. Wie werden die Antworten lauten, die diese vier aus dem Siemens-Martin-Stahlwerk 3 geben – August Mischel, Paul Jankowski, Günter Kreitz und Heinrich Jenzock?»

das zeigt sich gleich am ersten Tag. In Abwesenheit seines Meisters wird von ihm verlangt, das Zwischenlager vorzeitig räumen zu lassen. Der Grund: Der Abtransport erfolgt früher als vorgesehen war. Vorarbeiter Volkman ruft seine 22 Männer zusammen, erklärt ihnen die Aufgabe und stimmt mit ihnen ab, wie viele Leute zum Räumen des Lagers notwendig sind. Gemeinsam findet man: vier Mann genügen. Vorarbeiter Volkman sagt darauf: „Fein, dann nehmen das vier von euch in die Hand.“ Aber er vergißt zu sagen, welche vier. Die Männer merken den Fehler.

Wenn Sie zu dieser Gruppe gehörten, was würden Sie denken:

- a) Ich muß ihn darauf aufmerksam machen.
- b) Das ist doch keine klare Anweisung, aber vielleicht finden sich vier.
- c) Na prima, ich bin jedenfalls nicht dran!

Fall 6



Schlosser Ahlers baut Hochdruckventile für das Kraftwerk zusammen. Beim Verschrauben bricht ihm durch zu starken Zug ein Schraubenkopf ab. Ahlers flucht, sieht sich um, merkt, daß ihn keiner beobachtet hat.

Drei Gedanken schießen ihm nacheinander durch den Kopf:

- a) Gott sei Dank, keiner hat es gesehen. Ich laß das Ding einfach laufen.
- b) Sie kriegen es ja doch heraus, ich muß es melden.
- c) Der Meister wird mir zwar den Kopf abreißen, aber wenn das Ding so eingebaut wird, dann fliegen die Fetzen.

Nach welcher dieser drei Meinungen würden Sie handeln?

Fall 7



In einem Betrieb, in dem ein sprichwörtlich gutes Betriebsklima herrscht und Vorgesetzte, Mitarbeiter und Kollegen reibungslos zusammenarbeiten, wurde der Belegschaft eines Tages über ihre Vorgesetzten die folgende Frage gestellt: „Aus welchem Grund, glauben Sie wohl, bemüht sich hier jeder Vorgesetzte um ein gutes Verhältnis zu Ihnen?“

- a) Weil das die Leistung steigert und der Betrieb daraus den Nutzen zieht?
- b) Weil es der Arbeiter sich anders nicht gefallen lassen würde und einfach davonlief?
- c) Weil es technisch notwendig ist und im übrigen dem Zug der Zeit entspricht?

Fall 1



Wir hätten hier die Lösung c gewählt. Denn junge Menschen heute sind anders, als wir selbst vor dreißig oder vierzig Jahren waren. Sie sind körperlich frühreifer, aber die geistige Reife stellt sich später ein als damals zu unserer Zeit. Wir beklagen den Mangel an Gründlichkeit und Konzentration dieser Jugend, aber wir haben die Umwelt geschaffen, die mit Leuchtreklamen, Autoschlängen auf den Straßen, gedrängtem Wohnen (um nur einiges zu nennen) auch dem erwachsenen Menschen ein konzentriertes Leben immer schwerer macht.

Wir klagen über die Leitbilder, denen diese Jugend in der Freizeit folgt. Aber Rundfunk, Film und Fernsehen sind es doch, die ihnen diese Bilder ständig vor Augen führen.

Wie aber soll ein junger Mensch unter diesen Umständen mit der Wirklichkeit des Alltags zurechtkommen, wenn wir ihm nicht helfen, sondern mit Empörung oder Gleichgültigkeit reagieren? Sicher gibt es Taugenichtse, aber im allgemeinen gilt: Das Versagen junger Menschen ist in erster Linie die Folge unseres Versagens gegenüber der Erziehungspflicht.

Im übrigen: Lesen Sie doch einmal den Artikel 2 im Februarheft. Da erfahren Sie Genaueres über dieses Problem.

Fall 2



Wir hätten hier die Lösung b gewählt. Denn wenn auch der Vorgesetzte für Ohlert keine Zeit gehabt, ihn auf den Nachmittag vertröstet und dann auch diesen Termin nicht gehalten hat, so müssen wir doch bedenken, daß auch Vorgesetzte nur Menschen sind, die einmal etwas vergessen oder mit dem Arbeitsandrang eines Tages nicht fertig werden können. Wer sich das vor Augen führt und seinen Vorgesetzten nicht von sich aus zu einem „Übermenschen“ aufbaut, wird solche kleinen Fehler ohne Bitterkeit hinnehmen und am nächsten Tag noch einmal zu dem Vorgesetzten hingehen, ohne das Gefühl zu haben, sich damit etwas zu vergeben. Im übrigen weisen wir auf Artikel 1 und 2 im Januar- und Februarheft hin.

Fall 3



Hier scheint uns Lösung b richtig zu sein. Natürlich ist es verständlich, daß Grunert nach

Die Sammel- mappe 1965 ist da



Ob Ihnen Werk und Wir
nicht mehr Freude macht, wenn
Sie alle zwölf Hefte
des Jahres in einem Sammelband
geordnet aufbewahren?
Sie brauchen nur
die eingelegte Karte auszufüllen
und abzuschicken,
und Werk und Wir liegt
immer bereit.

den Enttäuschungen des ersten Arbeitstages am liebsten wieder gehen will. Denn sein Meister hat ihn wirklich sitzenlassen, und die Hänselei und Gleichgültigkeit der Kollegen trugen sicher auch nicht dazu bei, um Grunert diesen ersten Tag in einer neuen Umgebung leichter zu machen. Aber trotzdem: Grunert hat sich ja sicher nicht aus dem Handgelenk dafür entschieden, gerade in diesem Betrieb Arbeit zu nehmen. Und so schnell sollte sich keiner durch erste Enttäuschungen von seinem eigenen Entschluß wieder abbringen lassen. Da ist es schon besser, sich zu sagen: Als Neuling habe ich ein Recht auf ordentliche Einführung am Arbeitsplatz, ein Recht auf Information über alles, was im engeren oder weiteren Sinne zum für mich wichtigen Betriebsgeschehen gehört, ein Recht auch auf die kameradschaftliche Unterstützung durch die Arbeitskollegen. Und deshalb gehe ich gleich morgen zum Meister und vertrete dieses Recht. Wenn der Meister gescheit ist, wird er dankbar dafür sein. Denn eine sorgfältige Einführung ist nicht nur für den Neuen selbst von Nutzen. Sie hilft auch dem Betrieb, der dafür schneller einen vollwertigen Mitarbeiter hat, und hilft der Gruppe, die schneller als sonst mit einem zuverlässigen Kollegen rechnen kann.

Im übrigen empfehlen wir Artikel 3 im Märzheft.

Fall 4



Wie haben Sie hier geurteilt? Wir haben uns zur Lösung c entschlossen, obwohl einiges auch für die Lösung a sprechen könnte, denn wer als selbständiger Mitarbeiter behandelt werden will, muß auch bereit sein, mitzudenken und um Verbesserungen an seinem Arbeitsplatz bemüht sein. Wir meinen aber trotzdem, daß die Lösung c am angemessensten ist, daß also der Meister Petermann hätte auffordern müssen, seinen Vorschlag dem Ausschuß für Verbesserungsvorschläge einzureichen. So wäre die Initiative Petermanns am besten aufrechterhalten worden, denn nichts wirkt anregender und für die weitere Arbeit fruchtbarer als die offizielle Anerkennung und Belohnung, wie sie eine Prämie mit sich bringt.

Lesen Sie hierzu Artikel 5 im Maiheft.

Fall 5



Lösung a scheint uns die richtige zu sein. Denn im modernen Mitarbeiterverhältnis ist der Vorgesetzte kein „Feind“, für den man als Arbeiter „keinen Finger rührt“. Heute wissen Vorgesetzte und Arbeiter, daß sie aufeinander angewiesen sind und ihre eigene Aufgabe nur mit Hilfe des Partners richtig erfüllen können. Besonders im hier geschilderten Fall: Vorarbeiter Volkmann ist „taufersch“, hat noch keine Führungserfahrungen. Er weiß das selbst und gibt deshalb

nicht einfach eine Weisung, sondern holt die Arbeitsgruppe zusammen und berät sich mit ihr. Er wäre sicher dankbar gewesen, wenn einer ihm gesagt hätte: „Halt mal, du mußt jetzt genau bestimmen, wer das Lager leerräumen soll. Sonst fühlt sich keiner dafür verantwortlich.“

Zu diesem Thema schrieben wir vor allem in Artikel 6 im Juniheft.

Fall 6



Hier entschieden wir uns für die Lösung c. Denn ein Hochdruckventil, das schon beschädigt zum Einsatz kommt, kann zu Katastrophen führen. Zwar könnte man sagen: Auch bei Lösung b wird diese Katastrophe verhindert, denn Schlosser Ahlers kam ja auch hier zu dem Schluß, daß er den Fehler melden müsse. Jedoch – auf das Motiv kommt es an!

Im einen Fall handelt der Schlosser nur aus persönlicher Vorsicht. Er sagt sich: Es kommt ja doch heraus. Im anderen Fall dagegen sorgt er sich um die Sicherheit der Arbeitskollegen im Kraftwerk, vielleicht auch um den Schaden, der dem Betrieb durch seinen Fehler droht.

Sein Vorgesetzter hat ihm eine selbständige Arbeit übertragen. Er verläßt sich auf ihn, und das bedeutet nicht nur, daß er mit einer guten Arbeitsleistung rechnet, sondern auch, daß ein Fehler, der ja jedem einmal unterläuft, offen zugegeben und gemeldet wird.

Lesen Sie doch Näheres darüber im Mai- und Juniheft in den Aufsätzen 5 und 6.

Fall 7



Hier kann unseres Erachtens nur die Antwort c richtig sein. Denn kein Vorgesetzter ist auf die Dauer erfolgreich und kann das Vertrauen seiner Mitarbeiter gewinnen, der sich in seinem Führungsstil von der Angst leiten ließe oder durch geheuchelte Menschenfreundlichkeit Vorteile für sich oder den Betrieb zu gewinnen hoffte. Zumindest erfahrene Mitarbeiter merken sehr schnell, ob das Verhalten ihrer Vorgesetzten nur von „widrigen“ Umständen erzwungen ist oder sachlicher Einsicht und persönlicher Überzeugung entspringt.

Führung im Mitarbeiterverhältnis, Einsicht, daß man aufeinander angewiesen ist und Bereitschaft, seine Mitarbeiter zu fördern, sie gründlich zu unterweisen, sie zu informieren, sie möglichst selbständig arbeiten zu lassen, sie zum Mitdenken anzuregen, ihre Meinung zu hören, ihren Vorschlägen zu folgen – das alles soll nicht Kniff und Trick sein, sondern Inhalt eines Führungsstils, den die sachlichen Erfordernisse des Betriebes genauso erfordern wie die persönlichen Erwartungen der Mitarbeiter und die gesellschaftlichen Entwicklungen draußen vor dem Werktor.

Wir
lasen
für
Sie

Zum
Nach-
denken
und
zur
Kritik

Sonntagsblatt

Muskelschwund

Die meisten Deutschen leiden an akutem Muskelschwund. Bizeps und anderes Athletendekor werden zur Mangelware. Bereits im Alter zwischen 14 und 18 Jahren sind bei uns nur noch 38,4 Prozent der Jungen in einem Sportverein als tätige Mitglieder gemeldet. Über 60 Prozent von ihnen sind, wenn sie ihren Zivilanzug gegen die Uniform eintauschen, sportlich weitgehend ungeübt und untrainiert.

Wie sieht es in unserer Republik mit der körperlichen Leistungsfähigkeit der Jugend aus? Die Deutsche Olympische Gesellschaft hat vor vier Jahren über diese Frage eine Untersuchung durchgeführt und kam zu dem Ergebnis: Der Gesundheitszustand der deutschen Jugend ist alarmierend. Ein Test von 7916 Schulkindern in Hamburg ergab: Bei der Einschulung zeigen 23 Prozent der Kinder deutliche Haltungsschäden, im zehnten Lebensjahr sind es 48,6 Prozent und im dreizehnten bereits 57,2 Prozent. Das Bild dieser erschreckenden Diagnose ist nicht auf die Hansestadt beschränkt, es wird in anderen Gebieten Westdeutschlands bestätigt.

Die Kinder verlieren früh, und zwar durch mangelnden Auslauf und das weitgehend mechanisierte Spielzeug Gefühl und Neigung für natürliche Bewegung. Durch einen guten Schulsport, wie er nötig wäre, wird der körperliche Mißstand leider nicht aufgehoben. Der Schulsport wird im Gegenteil vielfach nur als verlängerte Pause zwischen Deutsch und Biologie eingeschätzt und ist außerdem völlig unzureichend. - Man hat festgestellt, daß über 80 Prozent der deutschen Jungen und Mädchen in den für die körperliche Entwicklung entscheidenden Jahren zwischen 14 und 18 in der Schule überhaupt keine Leibeserziehung haben. - Schließlich trägt dann noch die zunehmende Automatisierung am Arbeitsplatz ihr Teil zu den Verkümmerserscheinungen der westdeutschen Wohlstandslaien bei.

Der Wehrbeauftragte der Bundeswehr hat auf Grund der erschreckenden Anzeichen schon im vergangenen Jahr dafür plädiert, daß die ersten Wochen der Dienstzeit nur aus sportlichem Training bestehen sollen. Bereits 1956 hat die Kultusministerkonferenz zur Buße gerufen und die „Empfehlungen zur Förderung der Leibeserziehung in den Schulen“ erlassen. Theoretisch wurde damit zumindest das Problem des Schulsports vor acht Jahren gelöst. Die Wirklichkeit jedoch sieht anders aus. Sie scheint dem Sarkasmus von Rudolf Hagelstange recht

zu geben: „Der Aufstand der Massen findet heute im Sitzen statt.“

„Sonntagsblatt“ Nr. 32
vom 9. August 1964

AMERIKA DIENST

US-Arbeitsministerium errichtet Netz von Jugend-Fortbildungszentren

Ein dichtes, sich über das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten erstreckendes Netz von sogenannten „Youth Opportunity Centers“ (Jugend-Berufsförderungszentren) will das US-Arbeitsministerium in Kürze errichten. Ziel dieser unter der Regie der Arbeitsämter stehenden Einrichtung - mit Schwerpunkten in den 55 städtischen Ballungsräumen - wird es sein, arbeitslose junge Menschen, die bisher keinerlei berufliche Ausbildung erhielten, auf einen Beruf vorzubereiten und produktiv in die Wirtschaft einzugliedern. Man hofft, dadurch die relativ hohe Arbeitslosenrate in der Altersgruppe der 16-21-Jährigen zu senken.

Die Tätigkeit der Fortbildungszentren wird sich sowohl auf die Berufsberatung als auch auf Ausbildung und Arbeitsplatzvermittlung erstrecken. Auch die Auswahl der Jugendlichen für das „Regionale Jugendkorps“ und das „Nationale Aufbaukorps“ - zwei neue Einrichtungen, die durch den kürzlich verabschiedeten „Economic Opportunity Act“ ins Leben gerufen wurden - ist Aufgabe dieser Zentren. Während das „Regionale Jugendkorps“ (Neighborhood Youth Corps) rund 200.000 Jugendliche in Institutionen im Bereich ihrer Wohnorte beruflich ausbilden wird, soll das „Nationale Aufbaukorps“ junge Menschen (zunächst 40.000) in besonderen Lagern auf ihre staatsbürgerlichen und beruflichen Aufgaben vorbereiten.

Amerika-Dienst vom 6. Nov. 1964

DIE WELT

Automation erfordert mehr Bildung

Die Automation stellt unserem Bildungs- und Schulsystem neue Aufgaben. Professor Dr. Rolf Rodenstock, Vizepräsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, nannte bei dem Jahresgespräch der Studienkreise Schule und Wirtschaft in Freiburg (Breisgau) die Probleme, die damit verbunden sind...

Die Dynamik der technisch-industriellen Entwicklung bringe es mit sich, daß Arbeitsvorgänge, für die heute Menschen ausgebildet werden, schon nach einigen Jahren wieder überholt sind und durch andere abgelöst werden müssen. Deshalb bedürfe der hier tätige Mensch einer breiten Ausbildung, die ihm eine rasche Umschulung ermöglicht, eines allge-

meinen Bildungsfundaments, die ihm hilft, den Entwicklungsprozeß im betrieblichen Geschehen bestehen zu können. In den letzten Jahren sei nachgewiesen worden, daß Bildung als Element eines „dritten Produktionsfaktors“ die wirtschaftliche Produktivität erheblich fördere.

Deshalb sei eine enge Zusammenarbeit von Wirtschaft und Schule nötig. Nicht nur die Wirtschaft müsse qualitativ und quantitativ mehr in die Bildung ihrer Mitarbeiter investieren. In erster Linie sei die Schule von den Reformbestrebungen betroffen. Die ausgebaute Volksoberstufe werde die Aufgabe haben, die jungen Menschen an die Arbeits- und Berufswelt heranzuführen, was nichts mit der Vorverlegung der Berufsausbildung zu tun habe.

Hierher gehöre auch der Ausbau des zweiten Bildungsweges und die Verlagerung der Berufsausbildung in Fachschulen. Kritisch beurteilt die Wirtschaft die Verkürzung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf der Oberstufe des Gymnasiums. „Diese Entscheidung mutet in einer durch Naturwissenschaft und Technik geprägten Zeit fast paradox an“, bemerkte Rodenstock.

Die Welt vom 24. November 1964

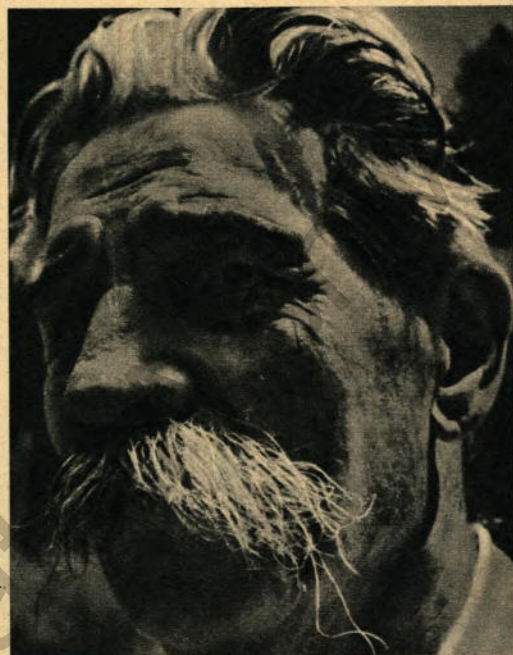
STUTTGARTER ZEITUNG

38 v. H. aller Lehrstellen unbesetzt

Von 620.000 Lehr- und Anlernstellen, die 1963/64 (30. 9.) bei den Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter angemeldet worden waren, sind 237.000 oder 38 v. H. unbesetzt geblieben, weil nicht genügend Berufsanwärter zur Verfügung standen. Im einzelnen blieben 151.000 oder 39,6 v. H. der Lehrstellen für Jungen und 85.000 oder 35,9 v. H. der Lehrstellen für Mädchen unbesetzt. - Nach Mitteilung der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung hat sich der Nachwuchsmangel bei den Ausbildungsberufen für Jungen vor allem in den traditionellen handwerklichen und Verkaufsberufen noch verschärft. Nur etwa die Hälfte aller dargebotenen Lehrstellen für Bäcker, Fleischer, Maurer, Maler, Klempner und Installateure, Bau- und Möbeltischler sowie Einzelhandelskaufleute konnte besetzt werden. Besonders ungünstig war die Situation im Bergbau. 89,9 v. H. von insgesamt 7.300 angebotenen Lehrstellen blieben hier unbesetzt. Weniger berührt von dem allgemeinen Lehrlingsmangel wurden dagegen die technischen Berufe. Vor allem für solche Berufe, die mit Konstruieren, Montieren und Reparieren zusammenhängen, interessierten sich zahlreiche männliche Jugendliche. Der Anteil der unbesetzt gebliebenen Ausbildungsstellen für Fernmeldetechniker, Rundfunk- und Fernsehmechaniker, Elektroinstallateure, Elektromechaniker und Kraftfahrzeugmechaniker blieb dementsprechend gering.

Stuttgarter Zeitung
vom 25. November 1964

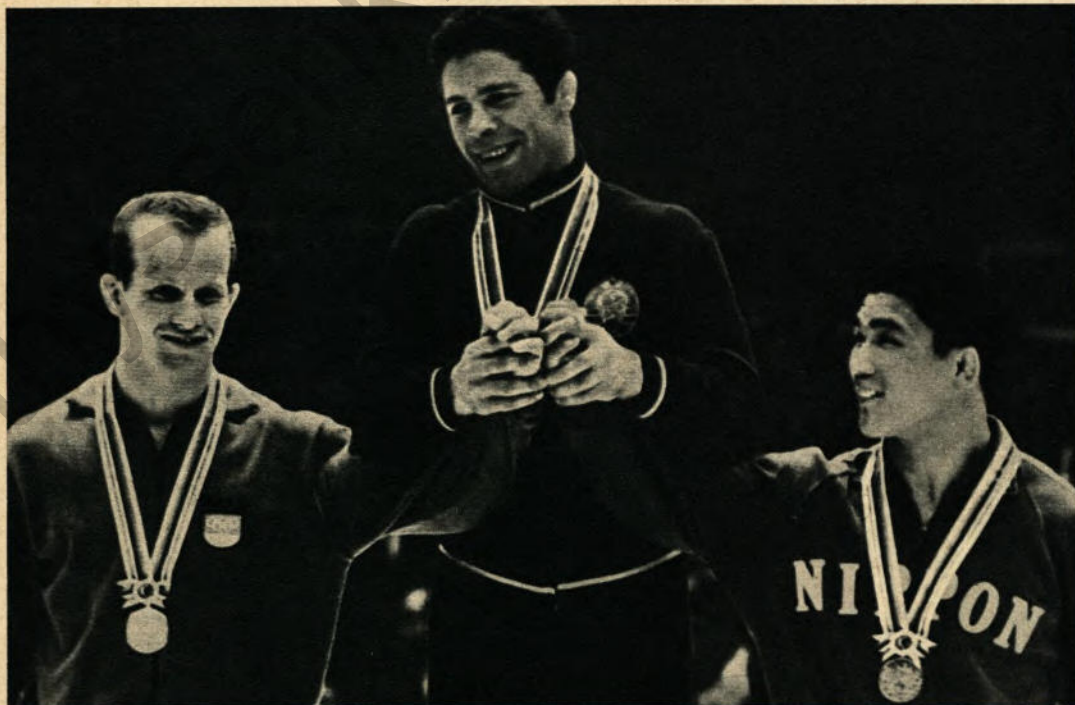
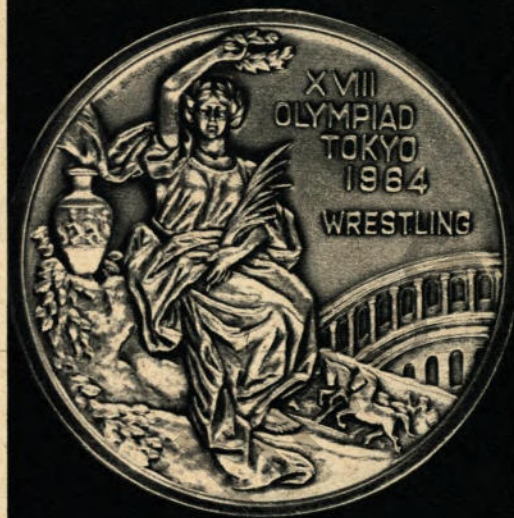
Vor zehn Jahren
berichtete
Werk und Wir



Einen Monat vor dem 80. Geburtstag Albert Schweitzers am 14. Januar 1955 gedachte WERK UND WIR im Weihnachtsheft 1954 des großen Menschenfreundes, der nun bald seinen 90. Geburtstag begehen wird. Deshalb und weil Albert Schweitzers Lehre und Leben heute so beispielhaft wie gestern sind, erinnern wir an unseren damaligen Bericht, in dem es heißt:

„Frieden und Liebe“ werden die Worte sein, von denen die Welt in diesen Tagen mehr als sonst zu einer Zeit des Jahres widerhallt. Während diese Worte in unseren Ohren oder gar in unseren Herzen nachklingen, sitzt in seinem Spital in Lambarene, 400 Kilometer von der westafrikanischen Küste entfernt, ein Mann, der des Wortes nicht bedarf, um die Botschaft vom Frieden und von der Liebe in die Welt zu tragen: Albert Schweitzer. „Was ein Mensch an Güte in die Welt hinausgibt, arbeitet an den Herzen und an dem Denken der Menschen“, schreibt er und gibt diese Güte in die Welt, an seine 500 kranken Neger in seinem Spital und an jene, die des Beispiels zur Besinnung bedürfen. Ihnen allen opferte er den wissenschaftlichen Ruhm des Professors und den künstlerischen Ruf des meisterlichsten Orgelspielers Europas. Jeder, der um das wahrhaft Menschliche weiß, bewundert ihn, weil sein Glaube an die Menschheit und ihre Zukunft über das Wort Idealismus hinausgeht und durch Selbstaufopferung zur dienenden Tat an dieser Menschheit wurde. Am 14. Januar 1955 wird Albert Schweitzer 80 Jahre. 44 Jahre verbrachte er in seinem Urwaldspital. So Großes er auch als Wissenschaftler, Künstler und ärztlicher Menschenfreund vollbrachte, am größten ist doch, daß er als Mahner der Tat das einfachste Geheimnis des Daseins meistern lehrte: Zwischen Menschen und Menschen den Geist der Verständigung, des Friedens und der Liebe aus Ehrfurcht vor dem Leben lebendig zu bewahren. So gibt Schweitzer uns den Glauben an die Zukunft der Menschheit.

Silber für Klaus Rost



Bei den 18. Olympischen Spielen in Tokio gewann Klaus Rost im Freistilringen der Leichtgewichts-kategorie eine Silbermedaille. Klaus Rost ist Federnmacher bei der Dittmann und Neuhaus AG in Herbede Kreis Witten, die seit dem 1. Januar 1964 zum Hoesch-Kreis gehört.

Am 2. November hatten die Arbeitskollegen „ihren“ Klaus wieder. Am Montag kehrte er in den Betrieb zurück, von dem er für Tokio vier Wochen Urlaub erhalten hatte. Eine Girlande und ein Willkommensgruß schmückten Eingang Zwei. Tanne und Blumen säumten den Weg zum Arbeitsplatz. In der Werkshalle zeigte eine Bildtafel Klaus Rost als Ringer und bei der Siegerehrung. Sein Arbeitsplatz an der Federnpresse war ebenfalls mit Blumen geschmückt. Viele

1 Alle wollten die Medaille sehen. Sie ging von Hand zu Hand, als Klaus Rost (links) wieder am Arbeitsplatz erschien

2 Die besten Sportler der Welt haben ihre Kräfte gemessen: im Freistilringen gewann der Bulgare Dimow die Goldmedaille (Mitte). Die Silbermedaille ging an den Deutschen Klaus Rost (links), und der Japaner Horiuchi erhielt die Bronzemedaille

Hände streckten sich ihm auf dem Weg vom Eingang zum Arbeitsplatz entgegen. Jeder wollte die Silbermedaille einmal in der Hand halten oder wenigstens aus der Nähe sehen. Jeder wollte von den Erlebnissen der großen Reise hören – von Klaus Rosts Eindrücken im Lande der aufgehenden Sonne und vor allem von seinen sportlichen Erfolgen.

So berichtete unser Silbermedaillengewinner, wie er den Kanadier Doner, den Neuseeländer Greiz und den Afghanen Djan besiegte und dann gegen den Koreaner Ching nach Punkten verlor. „Danach kam ich in die Endrunde und hatte Glück. Ich zog ein Freilos. Das war so gut wie ein Sieg. Und dann ging es nur noch um Gold oder Silber.“

Im Finale gewann der Bulgare Enioln Dimow knapp nach Punkten. „Er war stärker als ich“, sagt Klaus Rost bescheiden. Zuschauer des Kampfes hingegen berichteten, daß der blonde Westfale mit seinen überraschenden Angriffen oft gefährlicher schien als sein schwarzhaariger Gegner. Nach etwa acht Minuten Kampfzeit hatte Klaus Rost Enioln Dimow sogar auf die Schulter gelegt, jedoch nicht mehr die Kraft besessen, den Druck zu verstärken, um ihn bis zum Sieg zu halten. Nach überstandener Gefahr gelangen dem Bulgaren schließlich zwei „Bodenreißer“, die zu seinem Punktsieg führten. Aber die Silbermedaille war bereits mehr als Klaus Rost zu hoffen gewagt hatte.

Lieber ringen als reden

Klaus Rost macht nicht viel Worte um seinen Sieg. Ringen ist ihm lieber als reden. „Im Mittelpunkt stehen, ist nicht meine Sache.“ Das sagte er schon Willi Daume, dem Präsidenten des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees, als der mit den Worten gratulierte: „Klaus Rost, Sie sind Klasse! Wir alle sind stolz auf Sie“, und damit schon in Tokio stellvertretend für alle Freunde in der Heimat Glück wünschte.

Trotzdem ließen es sich die Wittener nicht nehmen, Klaus Rost nach der Rückkehr einen großen Empfang zu bereiten. Vereinskameraden von „Sportunion Annen“, zu denen auch der ehemalige Silbermedaillengewinner Günter Marischnigg gehörte, Vertreter der Stadt und des Schwerathletenverbandes feierten ihn auf dem Wittener Marktplatz.

Brieftaubenzüchter von „Friedenbote Alm“ – Klaus Rost gehört als Züchter zu ihnen – ließen ihm zu Ehren 35 Brieftauben aufsteigen.

Griffe von Kopf bis zu den Zehen

Diejenigen, die Klaus Rost kennen, wissen, daß seine Stärke im griechisch-römischen Ringkampf liegt, obwohl ihn bei den letzten Deutschen Meisterschaften Franz Schmidt aus Aschaffenburg besiegt hat. Im Freistil jedoch wurde Klaus Rost Deutscher Meister und damit Inhaber einer Fahrkarte nach Tokio. Für unsere Leser, die den Unterschied zwischen beiden Stilarten nicht kennen, erklärte Klaus Rost: „Im Freistil sind alle Griffe von Kopf bis zu den Zehen erlaubt. Im griechisch-römischen Stil nur Griffe von Kopf bis zum Gürtel. Der Ringkampf beginnt im Stand. Durch Hüft- oder Schulter-schwünge, durch Arm- oder Kopfszüge, durch Ausheben oder Überwerfen versucht man den Gegner auf den Boden, möglichst gleich auf beide Schultern zu bringen. Die Ausgangsstellung für den Bodenkampf ist die Hocke oder die Bank. Von da aus greift man mit Nackenhebeln, Armzügen, Überstürzen und Aufreißen an.“

► Frau Rost hat den Sport ihres Mannes mitgeheiratet, und an der Medaille findet auch schon, wie man auf diesem Bilde sieht, Sohn Torsten Gefallen

Mit Vierzehn ein Spund

Wenn Klaus Rost im Arbeitszeug an der Federnpresse steht, sieht man ihm nicht an, daß er zu den Stärksten unseres Landes gehört. Und überhaupt: wer im Betrieb hätte das vor zehn Jahren gedacht!

„Ein Spund, zu zart für den Umgang mit Eisen und Stahl“, meinte der damalige Betriebsdirektor Langen 1954, als Klaus Rost sich mit vierzehn Jahren bei der Dittmann und Neuhaus AG um Arbeit bewarb. Der „Knirps“, der vorhatte, den Beruf des Federnmachers zu ergreifen, bat, es trotzdem mit ihm zu versuchen.

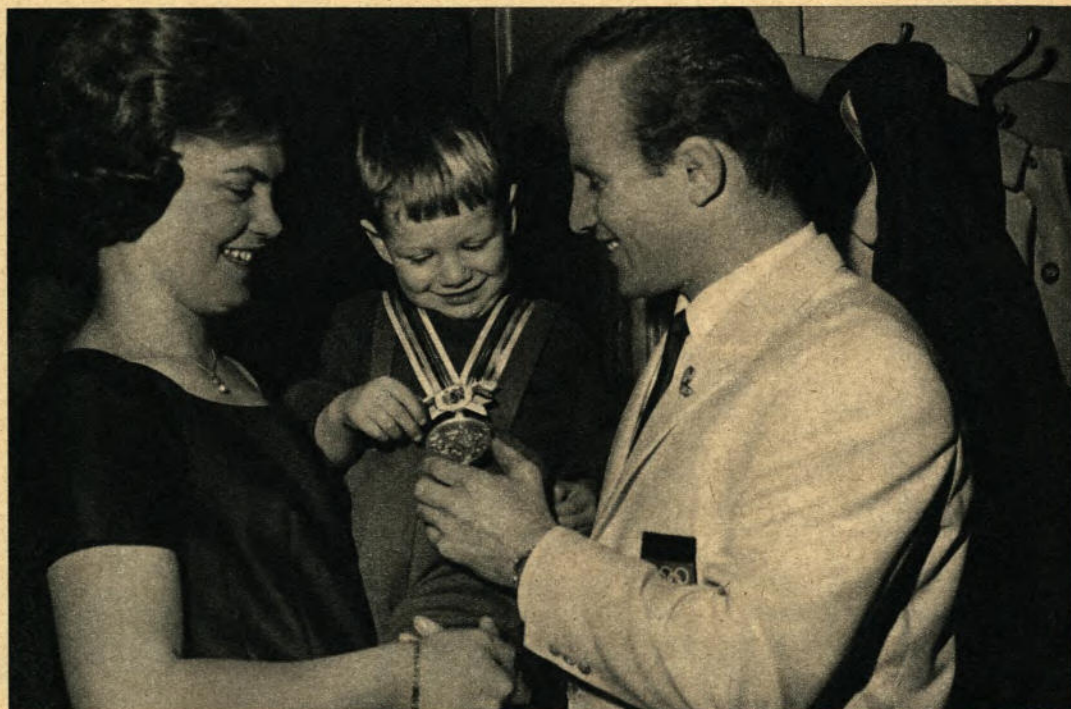
Daß er nicht zu den Stärksten gehörte, hatte den kleinen Klaus bereits in der Schule verdrossen. „Die richtigen Kniffe müßte man wissen, dann zwingt man auch die Größeren in die Knie.“ Klaus lernte die ersten Griffe bei einer Jugendsportgruppe der Ringer. So wurde er mit dieser Sportart vertraut und gewann nach stetigem Training bald die ersten Landesmeisterschaften.

Von Sieg zu Sieg

Obwohl der Sport Klaus Rost in Anspruch nahm – sein Beruf ist ihm immer ebenso wichtig gewesen. Während der Frühschicht steht er an

der Federnbiegepresse. Er formt glühenden Stahl zu Federn für schnelle Personenkraftwagen, die er anschließend ins Härtebad taucht. Zweimal in der Woche trainiert er auf der Matte, zweimal erhält er sich durch Laufen und Gymnastik die nötige Kondition. Das fleißige Training und seine Begabung verhalfen Klaus Rost 1958 zum Titel des Deutschen Meisters der Jugendklasse im Federgewicht. 1959, 1961 und 1963 ging er jeweils als Deutscher Meister im Freistilringen aus den Wettkämpfen hervor. 1963 konnte er außerdem die Deutsche Meisterschaft im griechisch-römischen Stil erringen sowie die Bronzemedaille bei den Weltmeisterschaften in Schweden. 1964 war Klaus Rost dann Deutscher Meister im Freistilringen. Die Silbermedaille bei den 18. Olympischen Spielen in Tokio krönte seine bisherige sportliche Laufbahn. Fragen wir Klaus Rost nach seinen weiteren sportlichen Zielen, nennt er die Deutschen und die Weltmeisterschaften. Und nach kurzem Zögern fügt er hinzu: „Und in vier Jahren die Olympiade in Mexiko!“

▼ Ein Olympiasieger kehrt heim. Die Wittener feiern ein Volksfest zum Empfang



Geschichte im Spiegel der Presse

Dortmund besitzt das einzige kommunale Institut für Zeitungsforschung



Dr. Kurt Koszyk

Da wir unsere Leser mit dem vielseitigen literarischen Gut vertraut machen möchten, das im Dortmunder Haus der Bibliotheken bereitgehalten wird, veröffentlichen wir heute ein Gespräch mit Dr. Kurt Koszyk, in dem er das von ihm geleitete Institut für Zeitungsforschung vorstellt. In Heft 10 hatte bereits

Dr. Meyer über die Stadt- und Landesbibliothek und in Heft 11 Fritz Hüser über die Volksbüchereien berichtet.

Werk und Wir: Dürfen wir Sie, Herr Dr. Koszyk, zunächst um Antwort auf die Frage bitten: Was wird eigentlich im Institut für Zeitungsforschung gesammelt?

Dr. Koszyk: Als der Begründer der Dortmunder Stadtbibliothek vor dem ersten Weltkrieg begann, auch periodische Tagesliteratur zu sammeln, weil sich niemand in Deutschland so recht um sie kümmerte, ahnte er gewiß nicht, welche Konsequenzen diese Sammelleidenschaft haben würde. Das Haus am Alten Markt war 1939, als der erste Direktor, Dr. Erich Schulz, in den Ruhestand ging, mit Zeitungen und Büchern zum Überquellen vollgestopft. Die englischen Bomben der Mainächte von 1943 lösten das Raumproblem in unerwünschter Weise. Nur 40 v.H. der 10000 Zeitungsbände konnten gerettet werden. Die Handbibliothek wurde fast völlig vernichtet.

Es ist jetzt schon über 20 Jahre her, daß die Reste der einstmaligen stolzen Bibliotheksbestände als ungeordnete, verstaubte Masse vom Trümmerfeld des Alten Marktes aufgelesen und abtransportiert wurden. Die Spuren von damals sind aber noch heute an vielen Bänden in den breiten Regalen des Instituts für Zeitungsforschung abzulesen. So tragen sie innen und außen das Zeugnis vergangener Zeiten.

Erst 1952 gelang es, die Sammlung des Instituts für Zeitungsforschung wieder geschlossen aufzustellen. Seit 1958 ist sie im Haus der Bibliotheken am Hansaplatz unter einem Dach mit den beiden anderen städtischen Büchereien unter-

gebracht. Unter den 46000 Bänden mit Werken aus dem Bereich der Publizistik und mit gesamten Zeitschriften und Tageszeitungen sind allein 17000 Zeitungsbände. Ferner besitzen wir 3800 Mikrofilme von Zeitungen und Büchern. Plakate und eine große Flugschriftensammlung aus den Jahren 1848/49 ergänzen die Sammlung. Neuerdings ist eine russische Plakatserie über die Kosmonauten hinzugekommen. Nach jeder Wahl in der Bundesrepublik werden die wichtigsten Flugblätter und Maueranschläge eingeordnet. In den wenigen Jahren seit 1945 ist so ein ansehnlicher Bestand von einigen tausend Exemplaren zusammengekommen.

Werk und Wir: Sie, Herr Dr. Koszyk, leiten das Institut für Zeitungsforschung seit September 1957. Was sind die wichtigsten Ergebnisse Ihrer siebenjährigen Tätigkeit?

Dr. Koszyk: Meine erste Arbeit galt dem Umzug des Instituts ins Haus der Bibliotheken am Hansaplatz. Damit begann für das Institut, das seit 1926 besteht, eine neuer Abschnitt seiner Entwicklung, der nur zufällig mit dem Augenblick meiner Amtsübernahme zusammentraf. Da unsere Bestände vor und nach dem Kriege nicht sehr rege genutzt wurden, muß als das wichtigste Ergebnis dieser Umsiedlung hervorgehoben werden, daß sich die Zahl der jährlich entliehenen Bände von 5000 im Jahre 1960 auf etwa 18000 im Jahre 1964 mehr als verdreifacht hat. Unsere Magazinbestände sind zugleich von etwa 25000 Bänden auf 46000 Bände angewachsen.

Werk und Wir: Wer benutzt in erster Linie Ihr Institut?

Dr. Koszyk: Nach wie vor stellen Studenten,

Schüler, Lehrer und Journalisten die Mehrzahl unserer Besucher. Gerade junge Menschen nehmen für ihre Schul- oder Examensarbeiten gern das Institut für Zeitungsforschung in Anspruch. Manche Lehrer wissen auch, wie viel lebendiger eine Stunde Geschichte oder Staatsbürgerkunde sein kann, wenn die Schüler selbst in den vergilbten Bänden der zeitgenössischen Presse blättern dürfen. Aber auch Mitglieder der älteren Generation möchten sich manchmal an längst vergangene Tage erinnern. Die Durchsicht der alten Illustrierten ist eine beliebte Freizeitbeschäftigung, und jeder kann an ihr leicht im Dortmunder Haus der Bibliotheken teilnehmen.

Werk und Wir: Halten Sie es für möglich und sinnvoll, daß auch die Arbeiterschaft in wachsendem Maß von Ihrem Institut Kenntnis nimmt?

Dr. Koszyk: Wir sind eine öffentliche Einrichtung, die jedem Bürger kostenlos zur Verfügung steht. Die Zahl derer, die sich in der Freizeit aus zweckfreiem Interesse mit zeitgeschichtlichem Quellenmaterial beschäftigt, wird immer klein sein. Aber wir freuen uns über jeden Bürger, der unseren Rat in Anspruch nimmt. Es kann gewiß sein, daß wir auf alle Wünsche, so weit es in unseren Kräften steht, mit der gleichen Geduld eingehen, wie wir den häufig recht komplizierten Anfragen von Wissenschaftler und Studenten begegnen.

Werk und Wir: Gibt es in der Sammlung des Instituts besondere Kostbarkeiten?

Dr. Koszyk: Zu den Schätzen unserer Sammlung zählen wir die etwa 400 Pressefrühdrukke aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Sie gehören zu den wenigen publizistischen Überresten aus



► Im Lesesaal des Dortmunder Instituts für Zeitungsforschung, das, wie die Stadt- und Landesbibliothek und die Volksbücherei Mitte, im Haus der Bibliotheken untergebracht ist, kann jedermann Einsicht in alle Zeitungen und Zeitschriften nehmen

der Reformationszeit und aus der Periode des 30-jährigen Krieges. Unter diesen Stücken befindet sich auch der älteste Nachrichtendruck des Dortmunder Instituts. Es ist eine Beschreibung kriegerischer Vorgänge im Morgenland, die ein christlicher Kaufmann aus Alexandria im Jahre 1517 dem Papst berichtet haben soll. Das Ganze wurde damals von einem Nürnberger Drucker verbreitet.

Früher gab es eine Fülle von Zeitungen, die nur eine einzelne Nachricht enthielten. Sie wurden nicht regelmäßig wie heute veröffentlicht, trugen deshalb auch keinen besonderen Titel und waren manchmal nur handschriftlich vervielfältigt. Hier sieht man deutlich, wie die Presse sich langsam aus der brieflichen Korrespondenz entwickelt hat. Erst Ende des 16. Jahrhunderts gibt es dann mehr und mehr periodisch erscheinende Drucke mit eigenen, stets wiederkehrenden Namen. Eines der schwierigsten Probleme ist, Erscheinungsort und -zeit dieser Zeitungen zu bestimmen. Auf diesem Gebiet ist noch viel Arbeit zu leisten, und gerade in den letzten Jahren wurden einige Entdeckungen gemacht, die viele der bisher gültigen Vorstellungen über die Frühgeschichte der deutschen Presse umstürzen. In Dortmund fanden wir beispielsweise die frühesten Exemplare der Nürnberger Zeitungsgeschichte. Ein antiquarischer Kauf hatte sie zufällig in unseren Besitz gebracht.

Werk und Wir: Haben Sie in letzter Zeit noch andere bedeutsame Käufe gemacht, und wie machen Sie interessante Angebote ausfindig?

Dr. Koszyk: Wir haben kürzlich vor allem die konservative „Neue Preußische Zeitung“, den Goebbelsschen „Angriff“ und das Zentralorgan der KPD „Rote Fahne“ aus dem Jahre 1920 bis

1929 ergänzen können. Entweder erhalten wir Hinweise auf solche Kostbarkeiten durch die täglich zahlreich bei uns eingehenden Antiquariatskataloge auswärtiger und auch ausländischer Buchhändler, oder wir werden von privater Seite angesprochen.

Werk und Wir: Können Sie stets bei solchen Angeboten zugreifen, und wie finanzieren Sie diese Käufe?

Dr. Koszyk: Unser Institut ist eine Kultureinrichtung der Stadt Dortmund. Wir haben also im städtischen Haushalt einen Unterabschnitt, und zwar den mit der Nummer 321. Jährlich stehen uns für Neuerwerbungen etwa 50000 DM zur Verfügung. In dieser Summe sind Zuschüsse des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, des Landes und des Vereins rheinisch-westfälischer Zeitungsverleger enthalten. Hin und wieder gelingt es, Zuwendungen von privater Seite zu erhalten. So hat uns die Fritz-Thyssen-Stiftung im abgelaufenen Jahr einen namhaften Betrag überwiesen, mit dem wir einen Mikrofilm des „Berliner Tageblatts“ aus den Jahren 1918 bis 1933 erwerben konnten.

Werk und Wir: Sie erwähnten schon vorhin 3800 Mikrofilme. Waren das alles Ankäufe?

Dr. Koszyk: Nein. Seit 1958 besitzen wir eine eigene Fotostelle, die zum Teil aus einer Spende des Verbandes Dortmunder Bierbrauer angeschafft werden konnte. Diese Fotostelle nimmt von den insgesamt gesammelten 104 Tageszeitungen regelmäßig etwa 70 auf. Dadurch wollen wir den großen Platzbedarf senken, den Zeitungen naturgemäß haben. Unsere beiden Magazine mit zusammen 600 Quadratmetern Grundfläche drohen schon zu klein zu werden.

Zeitung im Original gesammelt worden, beanspruchten die etwa 3600 Bände ungefähr 180 Regalmeter. Die 3800 Filme sind dagegen in sechs Schränken untergebracht, die nicht einmal den Platz von acht Regalmetern einnehmen. Der Mikrofilm gestattet auch, Lücken im Bestand zu ergänzen, die der Krieg verursachte. Über die Fernleihe der Bibliotheken werden seltene Bücher beschafft und dann gefilmt. Außerdem sind zahlreiche Zeitungen aus dem 19. und 20. Jahrhundert, die verstreut in verschiedenen Bibliotheken stehen, gefilmt worden. Diese Filme ersparen dem Benutzer zeitraubende Reisen. Aus den Filmen können mit Hilfe eines modernen Lesegeräts auch schnell alle gewünschten Stellen auf Papier reproduziert werden, so daß langes Abschreiben unnötig wird. Die früher recht umständliche Arbeit mit historischen Quellen wird dadurch sehr vereinfacht, und der Historiker gewinnt viel Zeit für seine schriftstellerische Tätigkeit.

Werk und Wir: Wir haben bisher nur über Sammlungen gesprochen. Der Name „Institut für Zeitungsforschung“ deutet aber auf eine weitergehende Tätigkeit hin. Was wird bei Ihnen auf dem Gebiet der Zeitungsforschung getan?

Dr. Koszyk: Die Forschungsarbeit des Instituts ist auf das Spezialgebiet der Publizistik begrenzt. Große Forschungsinstitute verfügen über einen ausgedehnten Stab von wissenschaftlichen Mitarbeitern. Um Vergleichszahlen zu nennen: Im Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie in Dortmund sind etwa 20 Forscher tätig und an der Sozialforschungsstelle nicht weniger. Wie bescheiden demgegenüber nehmen wir zwei Wissenschaftler uns aus – meine Mitarbeiterin Frau Dr. Lindemann und ich –, die



▲ 46000 Bände Tageszeitungen, Zeitschriften und Bücher aus dem Gebiet der Publizistik besitzt das Institut; hinzu kommen 3800 Mikrofilme von Zeitungen und Büchern

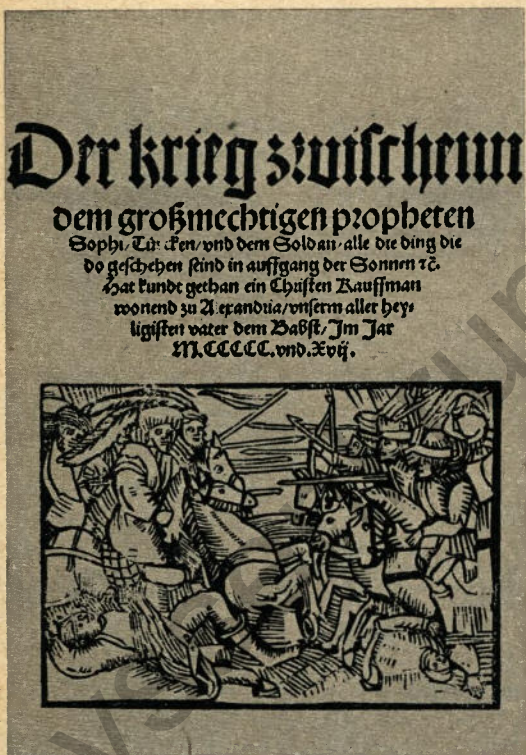


▲ Seit 1958 werden in der eigenen Fotostelle von den insgesamt 104 gesammelten Tageszeitungen 70 regelmäßig gefilmt. Die bisher entstandenen 3800 Filme entsprechen etwa 3600 Zeitungsbänden

Das ist verständlich, denn jeder Zeitungsband hat den Umfang von etwa sechs Buchbänden. Demnach entspricht der Inhalt der Magazine unseres Instituts einer Bibliothek mit rund 130000 Bänden. Die durch den Mikrofilm erreichte Platzersparnis läßt sich eindrucksvoll veranschaulichen. Wären die jetzt verfilmten

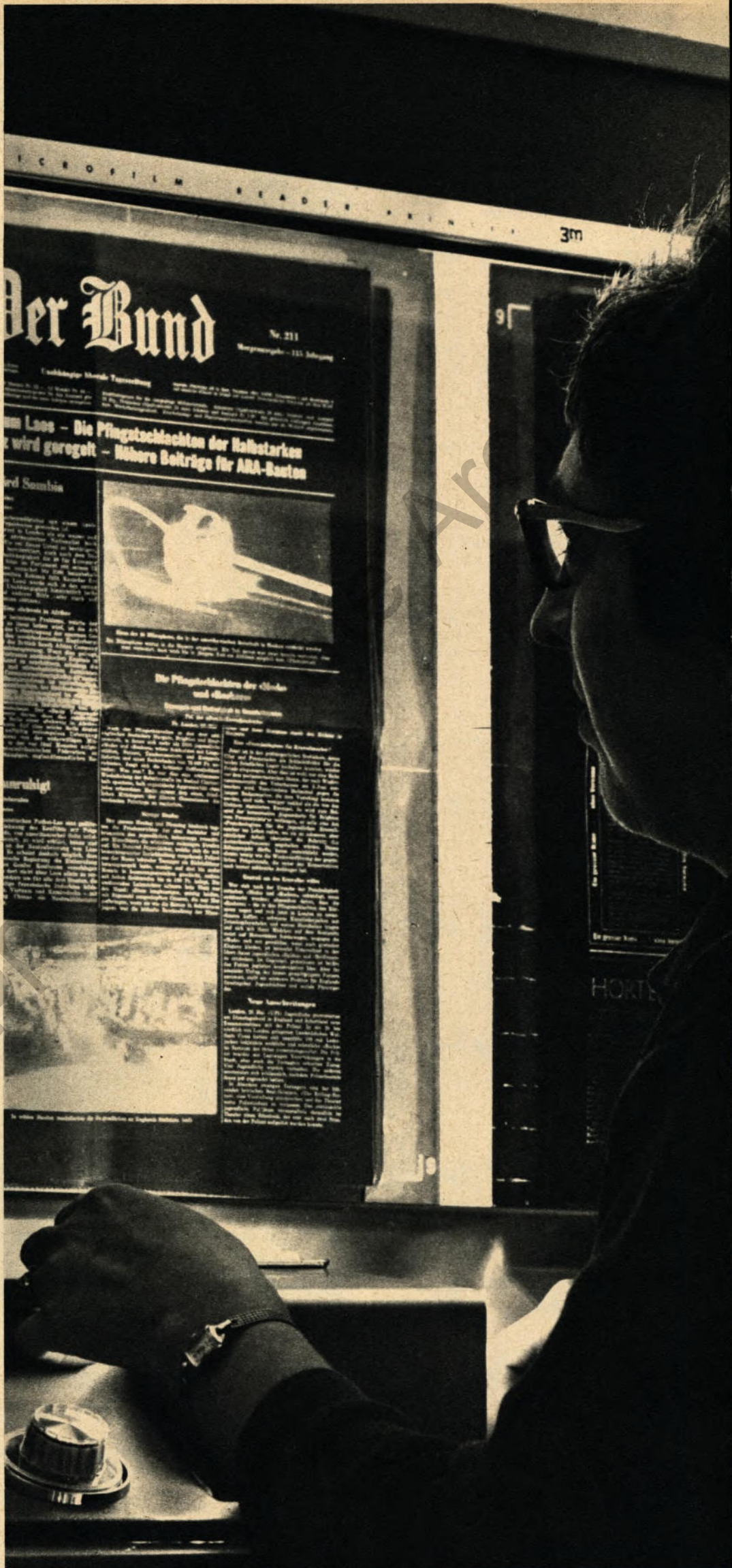
außerdem in dem beratenden Bibliotheksdienst des Instituts voll eingespannt sind. Bei täglich durchschnittlich zehn Benutzern und fast ebensoviel schriftlichen Anfragen (von den durch die benachbarten Bibliotheken herangetragenen Wünschen zu schweigen) bleibt uns wenig Muße für wissenschaftliche Arbeit.

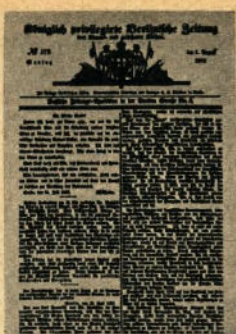
Trotzdem hat das Institut seit 1958 in seiner Reihe „Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung“ acht Bände von insgesamt 1000 Seiten Umfang herausgegeben. Eine Fülle wissenschaftlicher Aufsätze erschien in Fachzeitschriften. 1958 veröffentlichte ich unter dem Titel „Zwischen Kaiserreich und Diktatur“ eine Geschichte der SPD-Presse von 1914 bis 1933. 1959 wurde von Dr. Margot Lindemann die „Soziologie der Zeitung“ des belgischen Zeitungswissenschaftlers Professor De Volder bearbeitet. Das Werk dient jetzt in den meisten der fünf Institute für Publizistik an den deutschen Universitäten als theoretische Grundlage und wurde jüngst in der Denkschrift der Zeitungsverleger über „Pressefreiheit und Fernsehmonopol“ wiederholt zitiert. Unter meiner wissenschaftlichen Aufsicht wurde 1962 eine Analyse „Presse und Bundestagswahl 1961“ durchgeführt, die erstmals amerikanische Techniken im deutschen Bereich anwandte. Bei dieser Untersuchung ging es vornehmlich darum, die Haltung der einzelnen Zeitungen zu den verschiedenen Parteien und ihren Spitzenkandidaten festzustellen. Bei dieser Gelegenheit war es erstmals möglich, ein Gesamtbild der politischen Struktur unserer Presse zu erhalten. Gegenwärtig arbeiten wir an einer auf drei Bände projektierten „Geschichte der deutschen Presse von den Anfängen bis in die Gegenwart“. Damit soll das lange vermißte Standardwerk der deutschen Pressegeschichte entstehen. Das Institut für Publizistik der Freien Universität Berlin hat die volle Unterstützung dieser Arbeit zugesagt. Nicht zuletzt deshalb ist eine pressehistorische Gastdozentur in Berlin eingerichtet worden, die ich seit dem Sommersemester 1964 wahrnehme.



▲ Dies ist die älteste „Zeitung“ des Instituts: eine Beschreibung kriegigerischer Vorgänge im Morgenland aus dem Jahr 1517

► Wer eine gefilmte Zeitung lesen will, muß das Lesegerät benutzen – ein unbedeutender Nachteil, wenn man bedenkt, daß der notwendige Platz für das Archivmaterial auf dem Weg über den Film von 180 Metern Regal auf acht zusammenschrumpft





Die Verbindung zur publizistischen Praxis suchen wir durch Beteiligung an den Kursen des von Professor Dovifat geleiteten Deutschen Instituts für publizistische Bildungsarbeit in Düsseldorf. Sehr viel Arbeit macht außerdem die Durchsicht von 130 Periodika, die in der „Dokumentation für Presse, Rundfunk und Film“ ausgewertet werden. Die Dokumentation, ein Verzeichnis von Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen, liegt vierteljährlich dem Organ des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger in Bad Godesberg bei.

Verk und Wir: Können Sie uns einige Beispiele für die Wünsche nennen, mit denen die Benutzer des Instituts zu Ihnen kommen?

Dr. Koszyk: Eine Reihe Anfragen aus der letzten Zeit mag beleuchten, wie weitgespannt die Erwartungen sind, mit denen die Menschen zu uns kommen. Da sucht das Zweite Deutsche Fernsehen Material für seine im Oktober anlaufende Sendereihe über die Weimarer Republik. Für eine Biographie über Walter Ulbricht benötigt ein Kölner Verlag einen Prozeßbericht. Ein englischer Besucher interessiert sich für Berichte über eine unter englischen Kriegsgefangenen in Deutschland gebildete SS-Sondereinheit. Eine Werkzeitschrift braucht die Rede, die Otto Wels am 23. März 1933 im Reichstag hielt. Eine Studentin will Zeitschriften aus dem 18. Jahrhundert für ihre medizinischgeschichtliche Dissertation auswerten. Ein Journalist möchte eine Illustriertenserie über das Kriegsende vorbereiten. Ein anderer fragt nach den Reden von Ulbricht im „Neuen Deutschland“. Viele Studenten kommen wochenlang Tag für Tag ins Institut, um ihre Dissertation zu schreiben. Einige Themen seien genannt: die Memelfrage und die deutsche Presse; die Deutsche Demokratische Partei; die Geschichte der IG Druck und Papier; die Haltung der Gewerkschaften nach 1918; die Opposition der NSDAP im Reichstag; die Parteipresse in der Bundesrepublik; Goebbels' Leitartikel im „Reich“; Kulturprogramm der politischen Parteien seit 1945; der Christlich-Soziale Volksdienst; die Olympiade 1936 in der deutschen und österreichischen Presse usw. usw. Der Zuschuß, den das Institut für Zeitungsforschung erhält, ist also auch ein echter Beitrag der Stadt Dortmund zur Studienförderung.

Verk und Wir: Die Bestände des Instituts dürfen wohl kaum ausgeliehen werden?

Dr. Koszyk: Der größere Teil des Quellenmaterials wird nicht ausgeliehen, sondern darf nur im Institut eingesehen werden. Das hat gute Gründe. Einerseits können die seltenen Bestände bei einem Verlust kaum neu beschafft werden. Andererseits erwarten die vielfach von auswärts anreisenden Benutzer, daß die Bestände auch ohne lange Anmeldung oder Wartezeit greifbar sind. Deshalb wird auch die Foto-

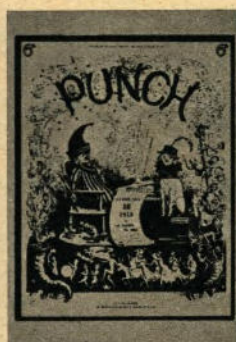
stelle sehr stark beansprucht. Jährlich werden dort über 10000 Kopien für Benutzer hergestellt.

Verk und Wir: Nach allem, was Sie gesagt haben, scheint der Platzmangel die wichtigste Sorge zu sein, die Sie für die Zukunft des Instituts haben?

Dr. Koszyk: Zweifellos, die Hauptsorge bleibt vorerst die ordnungsgemäße Unterbringung der Sammlung. Mikrofilm und andere Hilfsmittel haben nicht verhindert, daß im Haus der Bibliotheken in fünf Jahren kein Platz mehr für weiteren Zuwachs sein wird. Dabei hat Dortmund schon 1926, also vor fast vier Jahrzehnten die Aufgabe übernommen, ein Zentrum der Pressedokumentation zu unterhalten. Diese Verpflichtung besteht weiter. Denn bisher ist eine zentrale öffentliche Sammelstelle deutscher Zeitungen über die Planung nicht hinausgekommen. Die als historisches Quellenmaterial so wertvollen Bestände an Zeitungen in den großen Bibliotheken sind teilweise vernichtet, noch ungeordnet oder ausgelagert. Und

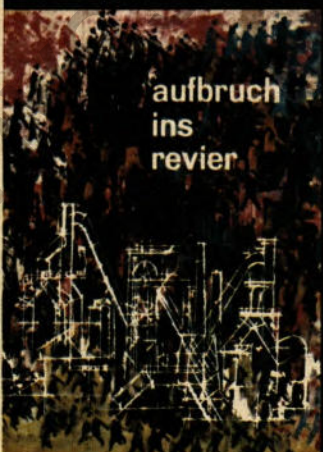
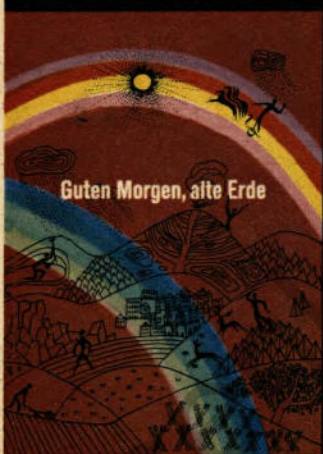
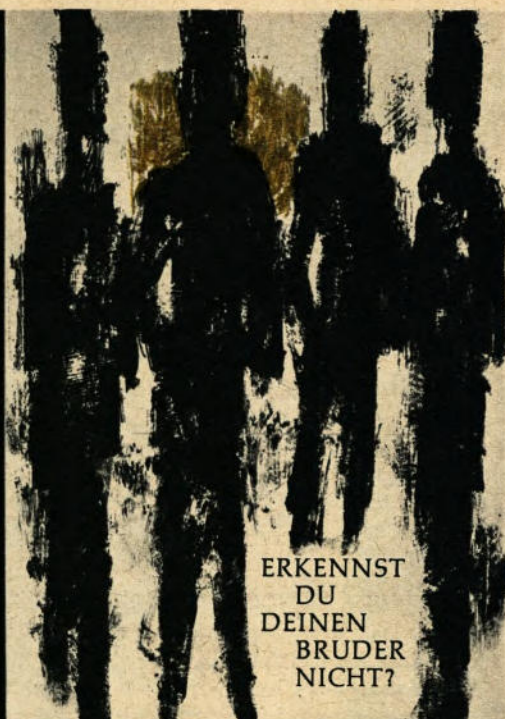
▲ Tageszeitungen waren und sind das Fundament des Zeitungsinstituts, hier je drei Titelseiten aus dem 19. Jahrhundert und aus der jüngsten Vergangenheit

neben den großen Sammlungen in der Bayerischen Staatsbibliothek und in der Bibliothek des Kieler Instituts für Weltwirtschaft steht das Dortmunder Institut für Zeitungsforschung an dritter Stelle. Das in Dortmund gebildete Kapital an Quellen- und an finanziellem Wert darf nicht verschleudert, sondern muß gemehrt werden. Davon sollten wir gerade heute sprechen, weil das Bibliothekswesen Dortmunds jetzt noch vorbildlich organisiert ist und einen echten Vermögensbesitz der Stadt, also aller Bürger, darstellt. Bücher und Zeitungen wachsen als geschlossene Sammlungen wie Kunstwerke auf die Dauer im Wert und nutzen sich nicht wie Straßen ab. Insofern werden auch Gelder, die wir für Museen, Bibliotheken und Archive ausgeben, nicht in ein Faß ohne Boden geworfen, sondern sind eine wertbeständige Kapitalanlage für die Zukunft.



► In der Zeitschriftensammlung geben sich politische und kulturelle Blätter aus zweieinhalb Jahrhunderten ein Stelldichein

Die zehnte Jahresgabe für unsere Leser: „Erkennst du deinen Bruder nicht?“



Zum zehntenmal legen wir seit 1956 ein Buch auf den Weihnachtstisch unserer Leser, zehntenmal hoffen wir, ihnen Freude zu machen und ihre Zustimmung zu finden. Zur Jahreswende 1955/56 erschien die zehnte Jahresgabe. Sie entstand aus dem Gefühl, daß wir den Lesern unserer Werkzeitschrift etwas schuldig geblieben waren. Stets war vom Leben und von seinen Menschen, von technischen Anlagen, sozialen Leistungen und bedeutenden Tagungen in WERK UND WIR die Rede. Wo blieb der Beitrag für die Mußestunden? blieb das, was über den Tag hinaus gültig war, was Augen und Herzen öffnete und zu einsamen Stunden stiller Besinnlichkeit führte?

Was in WERK UND WIR zu fehlen schien

Was uns zu fehlen schien, sammelte zum erstenmal Wolf von Niebelschütz in einem Bändchen, das den schwerelos-heiteren Titel „In der Hängematte“ trug. Im Jahr darauf versuchten wir mit „Die eigene Welt“ auf manche Fragen über „die eigene Welt“ eine Antwort zu finden und wieder ein Jahr später trachteten wir mit „Saure Wochen, frohe Feste“ dem Wechsel von Spannen und Entspannen als dem Geheimnis des zufriedenen Lebens näherzukommen. Auch die folgenden Jahresgaben „Guten Morgen, alte Erde“, „Sterne sind überall“ und „Vom goldenen Überfluß der Welt“ geben sich durch die Wahl ihres Titels zu verstehen, wie sie die ersten drei Bände unter dem Gedanken „Mensch sein in Muße“ standen.

Ein neuer Weg

Ein Jahr darauf – es war 1961/62 – legten wir „Aufbruch ins Revier“ ein Buch vor, von dem wir wohl hofften, aber nicht ganz sicher waren, ob unsere Leser mit ihm genauso schnell Freundschaft schließen würden wie mit seinen Vorgängern. Denn „Aufbruch ins Revier“ schlug einen neuen Weg ein; dieses Buch sollte anlässlich der neunzigsten Wiederkehr der Gründung des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch dessen Geschichte vor den Hintergrund der industriellen und sozialen Geschichte der Stadt Dortmund und des Reviers. Doch das Wagnis gelang: keine der früheren Jahresgaben wurde so rasch und so viel anerkennende Zustimmung wie gerade dieses Buch. Von diesem Ergebnis ermutigt, behielten wir den höheren Anspruch bei und berichteten 1962/63 in „Mächtig ist das Wort“ von Menschen, die durch ihr Wort in Vergangenheit und Gegenwart die Welt bewegten; von Sokrates bis Kennedy spannte sich der weite Bogen dieses Büchleins. Im Vorjahr endlich erschien „Uns bleibt das Staunen“, ein Buch, das dem Staunen über die Wunder des Lebens von dem Fragen und Forschen nach seinen Gesetzen handelte.

Albrecht Goes gewannen wir für die Jahresgabe 1965

Zu dieser Jahreswende legen wir uns nun zum zehntenmal ein Buch in die Hände. „Erkennst du deinen Bruder nicht?“ sein Titel. Albrecht Goes hat das uns alle bewegende Thema gestaltet und den inneren



inhang der Beiträge dieser Jahresgabe
er feinen und behutsamen Art sichtbar
ht.

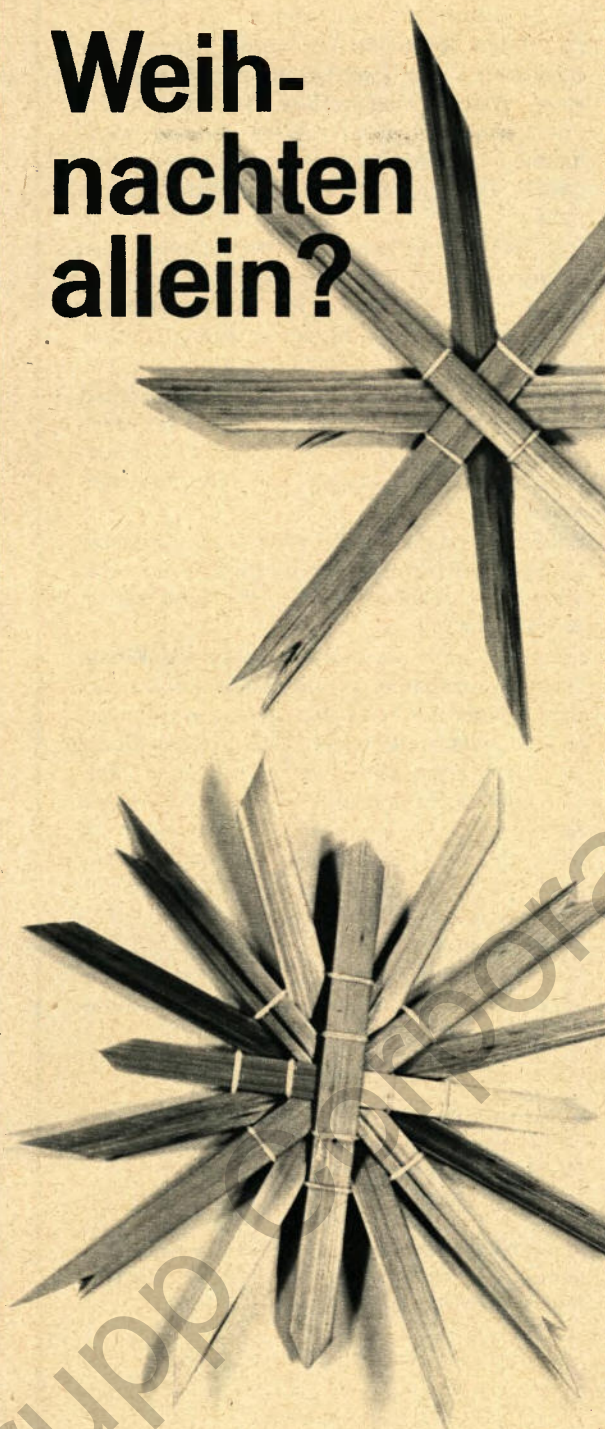
ht Goes wird vielen unserer Leser vor
durch zwei – inzwischen auch verfilmte
Fernsehen übertragene – Erzählungen
t sein, deren Themen dem Erleben des
eiches und des Weltkrieges entnommen
„Unruhige Nacht“ ist der Bericht eines
stlichen, der einem zum Tode verurteilten
flüchtigen Soldaten die letzten Stunden
lichtern versucht, und „Brandopfer“ ist
schichte einer deutschen Frau, die die
am Judentum – vergeblich – in einer
ennacht durch ihr Opfer sühnen will.

die Thematik dieser Novellen verrät viel
m Menschen und Schriftsteller Albrecht
der – 1908 im Württembergischen ge-
nach dem Studium der Theologie Pfar-
rde und fünf bestimmende Jahre als
Lazarett- und Gefängnispfarrer am Krieg
en teilnahm. So erinnern denn auch seine
„an die mühsame, verborgene und tapfe-
beit eines Standes, der in der Welt des
es und des Hasses fast allein noch mit je-
gegenüber auf Friedensfuß stehen konnte“.

53, um seiner schriftstellerischen Arbeit
beurlaubt, lebt Albrecht Goes in Stuttgart,
aber immer noch einen regelmäßigen
tauftrag wahr. Die Stadt Hamburg verlieh
Albrecht Goes ihren Lessing-Preis. Goes
dem Deutschen Zentrum der internatio-
Schriftstellervereinigung PEN, der Deut-
Akademie für Sprache und Dichtung und
estberliner Akademie der Künste an. In
volkstümlichen Lyrik und in seinen be-
hen Betrachtungen wie „Lob des Lebens“,
guten Gefährten“, „Von Mensch zu
h“, „Über das Gespräch“ spricht er von
fen Gefährdung, aber auch von der mög-
Geborgenheit des Menschen.

auch nur diese wenigen Tatsachen aus
eben Albrecht Goes' kennt, wird verste-
daß es kaum einen Schriftsteller geben
dem das diesjährige Thema unserer
gabe angemessener wäre. Dieser inneren
enheit zwischen Buch und Buch-Gestal-
danken wir, daß die Jahresgabe 1964/65 –
r glauben – nicht nur eine unterhaltsame
sselnde Lektüre, sondern auch ein in sich
lossenes Werk wurde. Dr. Harald Koch

Zu Weih- nachten allein?



„Ich weiß mir nichts Schöneres und Seligeres
aus meiner Kindheit, als jene Vorabende um
Weihnachten, wenn wir zu Bett lagen, wach-
lagen und horchten, wie nebenan die Eltern
saßen und den Baum herrichteten – und wenn
der Vater ab und zu mit der Goldpapierfahne
raschelte, die oben in der Spitze des Baumes
prangte, oder ganz vorsichtig eine der kleinen
Silberglöckchen klingen ließ. Draußen fiel der
Schnee. Ja, draußen fiel der Schnee in der
dunklen Nacht lautlos und feierlich. Und wenn
er nicht wirklich fiel, so war es doch in unserer
Einbildung so. Und wie der Schnee langsam
niedersank, so sank auch eine süße, singende
Müdigkeit über uns immer noch heimlich Hor-
chende in der stillen Schlafkammer, bis wir,
Weihnachtslieder auf den Lippen und Weih-
nachtswünsche im Herzen, endlich selig ein-
schlafen und im Traum alle Bescherung vor-
wegnahmen.“

Diese Worte hat Matthias Claudius vor über
150 Jahren geschrieben. Und noch immer ist
Weihnachten das schönste Fest der Kinder,
der Familie. Wenn an den Alltagsen auch die
Familie auseinandergerissen ist, wenn der Be-
ruf Söhne und Töchter in eine andere Stadt
führte – zu Weihnachten kommen sie doch, wenn
irgend möglich, nach Hause zurück. So sind vor
den Festtagen die Züge immer überfüllt – auch
die Interzonenzüge, die Kinder zu ihren Eltern
und Brüder zu ihren Schwestern bringen, über
die Grenze im eigenen Vaterland hinweg.

Aber nicht jeder von uns hat eine Familie.
Selbst eine lange Reise fände oft kein Ziel. Und
an den Weihnachtstagen wird das Alleinsein
besonders schwer. Die Erinnerungen lassen
die Einsamkeit sehr hart werden. Wie gut wäre
es, wenn diejenigen, die in einer Familie zu-
sammen sind, sich der Alleingeliebenen an-
nehmen. „Gebt denen, die hungern, von eurem
Reis, gebt denen, die leiden, von eurem Her-
zen“, sagt ein altes chinesisches Sprichwort.
Es gilt ganz besonders für die Weihnachtszeit.

Zu Besuch im Altersheim

Ein Beispiel dafür, wie leicht es jungen Men-
schen gelang, eine Brücke zu den Alleingelie-

▼ Alles gibt es bei uns wieder zu kaufen. Aber die selbst-
geklebten Sterne und Engel sind etwas anderes als der
serienmäßig hergestellte Weihnachtsschmuck



benen zu schlagen, gaben die Jungen und Mädchen des Kinderhorts der Westfalenhütte. Sie klopfen am 15. Dezember an die Türen in einem Dortmunder Altersheim.

An vielen Nachmittagen vorher klebten sie Strohsterne und backten in der Küche des Horts Weihnachtsplätzchen. Der dreizehnjährige Bernd schlug vor, die Instrumente mitzunehmen, und Brigitte meinte, daß es vor allem darauf ankäme, Zeit für die Besuchten zu haben.

Und dann lagen hundert in Weihnachtspapier eingeschlagene Lebkuchenpakete bereit. An ihnen hingen Engel und Sterne. Draußen war es dämmerig, als die Kinder im Altersheim ankamen und an die erste Tür klopfen.

Die alte Dame, die an einem runden Tisch saß, hatte ein Strickzeug in der Hand. An der Wand neben dem Bett hingen Familienbilder. Eins davon zeigte einen jungen Mann in Soldatenuniform.

Bald erfuhren die Kinder, daß die alte Dame als einzige ihrer Familie übriggeblieben war. Vor zehn Jahren starb ihr Mann – ihr Sohn war im Krieg gefallen ...

In einem anderen Zimmer trafen die Kinder einen Achtzigjährigen. Ihn plagte ein krankes Bein. Beim An- und Ausziehen war er auf fremde Hilfe angewiesen. 1945, auf der Flucht aus dem Osten, verlor er seine Familie. Über den Suchdienst und das Deutsche Rote Kreuz hatte er sich jahrelang vergeblich bemüht, sie wiederzufinden. Er war hart und verschlossen geworden, aber den Jungen und Mädchen gelang es, Weihnachtsstimmung auch in seine Stube zu bringen.

Warum sollten nicht auch wir wie die Kinder vom Kinderhort handeln – in unserer Umgebung, auf unsere Weise?

◀ Die selbstgebackenen Weihnachtsplätzchen sind für die Weihnachtstüten, die die Kinder in einem Dortmunder Altersheim verschenken

▼ Wer im Alter einsam wurde, ist oft besonders empfindsam. Wer Weihnachten in die Stube eines solchen Menschen bringen will, muß sehr behutsam sein



Wolfdietrich Schnurre gehört zu den jungen Schriftstellern, die nach dem zweiten Weltkrieg unserer Literatur wieder ein Gesicht gegeben haben. Er versucht, der Stimme des Menschen in einer von Technik und Organisation bedrohten Welt Gehör zu verschaffen. Schnurre lebt in Berlin. Er liebt diese Stadt, die sein Werk beeinflusst und seine Persönlichkeit geformt hat. Wir haben diese Weihnachtsgeschichte ausgewählt, weil wir glauben, daß sie uns, die wir an reich gedeckten Tischen sitzen, zu einem Augenblick der Besinnung verhelfen kann.

Am meisten hat Vater sich jedesmal zu Weihnachten Mühe gegeben. Da fiel es uns allerdings auch besonders schwer, darüber wegzukommen, daß wir arbeitslos waren. Andere Feiertage, die beging man oder man beging sich nicht; aber auf Weihnachten lebte man zu, und war es erst da, dann hielt man es fest; und die Schaufenster, die brachten es ja oft noch einmal im Januar fertig, sich von ihren Schokoladenweihnachtsmännern zu trennen.

Mir hatten es vor allem immer die Zwerge und Kasperls angetan. War Vater dabei, sah ich weg; aber das fiel meist mehr auf, als wenn man hingesehen hätte; und so fing ich dann allmählich doch wieder an, in die Läden zu gucken. Vater war auch nicht gerade unempfindlich gegen die Schaufensterauslagen, er konnte sich



Wolfdietrich
Schnurre

Der geliehene Weihnachts- baum

ur besser beherrschen. Weihnachten, sagte
„wäre das Fest der Freude; das Entscheidende
äre jetzt nämlich: nicht traurig zu sein, auch
ann nicht, wenn man kein Geld hätte.
Die meisten Leute“, sagte Vater, „sind bloß
m ersten und zweiten Feiertag fröhlich und
elleicht nachher zu Silvester noch mal. Das
enügt aber nicht; man muß mindestens schon
nen Monat vorher mit Fröhlichkeit anfangen.
u Silvester“, sagte Vater, „da kannst du dann
etrost wieder traurig sein, denn es ist nie
chön, wenn ein Jahr einfach so weggeht. Nur
tzt, so vor Weihnachten, da ist es unange-
racht, traurig zu sein.“ Vater selber gab sich
uch immer große Mühe, nicht traurig zu sein
m diese Zeit; doch er hatte es aus irgend-
nem Grund da schwerer als ich; wahrschein-
ch deshalb, weil er keinen Vater mehr hatte,
er ihm dasselbe sagen konnte, was er mir
mer sagte.
s wäre bestimmt auch alles leichter gewesen,
ätte Vater noch seine Stelle gehabt. Er hätte
ogar wieder als Hilfspräparator gearbeitet;
er sie brauchten keine Hilfspräparatoren im
ugenblick. Der Direktor hatte gesagt, aufhalten
n Museum könnte Vater sich gern, aber mit Ar-
eit müßte er warten, bis bessere Zeiten kämen.
Und wann, meinen Sie, ist das?“ hatte Vater
efragt. „Ich möchte Ihnen nicht wehtun“, hatte
er Direktor gesagt.

Frieda hatte mehr Glück gehabt; sie war in einer
Großdestille am Alexanderplatz als Küchen-
hilfe eingestellt worden und war dort auch gleich
in Logis. Uns war es ganz angenehm, nicht
dauernd mir ihr zusammenzusein; sie war jetzt,
wo wir uns nur mittags und abends mal sahen,
viel netter.

Aber im Grunde lebten auch wir nicht schlecht.
Denn Frieda versorgte uns reichlich mit Essen,
und war es zu Hause zu kalt, dann gingen wir
ins Museum rüber, und wenn wir uns alles an-
gesehen hatten, lehnten wir uns unter dem
Dinosauriergerippe an die Heizung, sahen aus
dem Fenster oder fingen mit dem Museums-
wärter ein Gespräch über Kaninchenzucht an.
An sich war das Jahr also durchaus dazu an-
getan, in Ruhe und Beschaulichkeit zu Ende ge-
bracht zu werden. Wenn Vater sich nur nicht
solche Sorge um einen Weihnachtsbaum ge-
macht hätte.

Es kam ganz plötzlich.

Wir hatten eben Frieda aus der Destille abge-
holt und sie nach Hause gebracht und uns hin-
gelegt, da klappte Vater den Band „Brehms
Tierleben“ zu, in dem er abends immer noch las
und fragte zu mir rüber:

„Schläfst du schon?“

„Nein“, sagte ich, denn es war zu kalt zum
Schlafen.

„Mir fällt eben ein“, sagte Vater, „wir brauchen

ja einen Weihnachtsbaum.“ Er machte eine
Pause und wartete auf meine Antwort.

„Findest du?“ sagte ich.

„Ja“, sagte Vater, „und zwar so einen richtigen,
schönen, nicht so einen murkigen, der schon
umkippt, wenn man bloß mal eine Walnuß dran-
hängt.“

Bei dem Wort Walnuß richtete ich mich auf. Ob
man nicht vielleicht auch ein paar Lebkuchen
kriegen könnte zum Dranhängen?

Vater räusperte sich, „Gott“, sagte er, „warum
nicht, mal mit Frieda reden.“

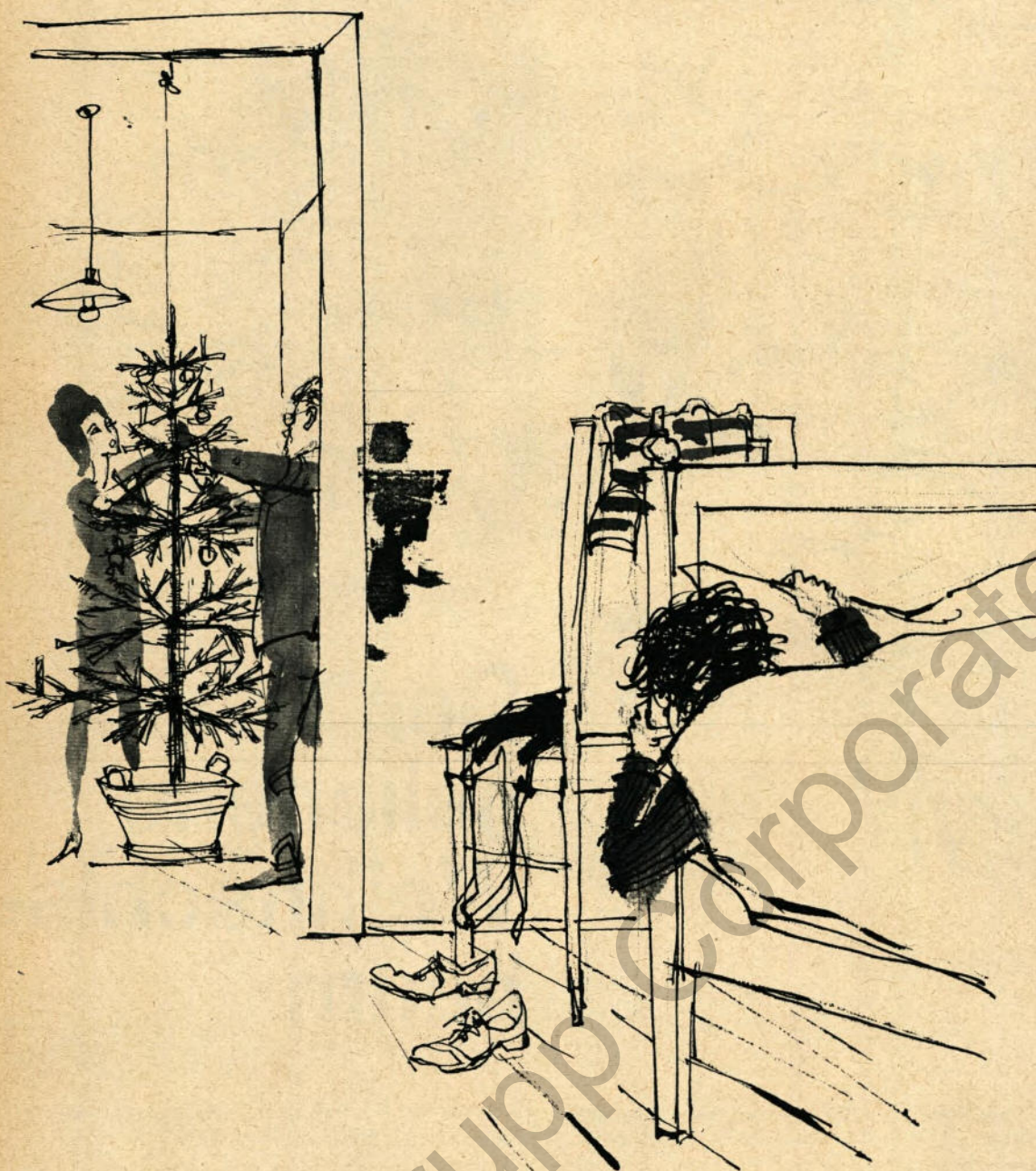
„Vielleicht“, sagte ich, „kennt Frieda auch gleich
jemand, der uns einen Baum schenkt.“ Vater
bezweifelte das. Außerdem so einen Baum, wie
er ihn sich vorstellte, den verschenkt niemand,
der wäre ein Reichtum, ein Schatz wäre der.
Ob er vielleicht eine Mark wert wäre, fragte ich.
„Eine Mark?“ Vater blies verächtlich die Luft
durch die Nase: „Mindestens zwei.“

„Und wo gibst's ihn?“

„Siehst du“, sagte Vater, „das überleg ich auch
gerade.“

„Aber wir können ihn doch gar nicht kaufen“,
sagte ich; „zwei Mark: wo willst du die denn
jetzt hernehmen?“

Vater hob die Petroleumlampe auf und sah sich
im Zimmer um. Ich wußte, er überlegte, ob sich
vielleicht noch was ins Leihhaus bringen ließe;
es war aber schon alles drin, sogar das Gram-



mophon, bei dem ich so geheult hatte, als der Kerl hinter dem Gitter mit ihm weggeschlurft war.

Vater stellte die Lampe wieder zurück und räusperte sich. „Schlaf mal erst; ich werde mir den Fall durch den Kopf gehen lassen.“

In der nächsten Zeit drückten wir uns bloß immer an den Weihnachtsbaumverkaufsständen herum. Baum auf Baum bekam Beine und lief weg; aber wir hatten noch immer keinen.

„Ob man nicht doch?“ fragte ich am fünften Tag, als wir gerade wieder im Museum unter dem Dinosauriergerippe an der Heizung lehnten.

„Ob man was?“ fragte Vater scharf.

„Ich meine, ob man nicht doch versuchen sollte, einen gewöhnlichen Baum zu kriegen?“

„Bist du verrückt?!“ Vater war empört. „Vielleicht so einen Kohlstrunk, bei dem man nachher nicht weiß, soll es ein Handfeger oder eine Zahnbürste sein? Kommt gar nicht in Frage.“

Doch was half es; Weihnachten kam näher und näher. Anfangs waren die Christbaumwälder in den Straßen noch aufgefüllt worden; aber allmählich lichteten sie sich, und eines Nachmittags waren wir Zeuge, wie der fetteste Christbaumverkäufer vom Alex, der Kraftriemen-Jimmy, sein letztes Bäumchen, ein wahres Streichholz von einem Baum, für drei Mark fünfzig verkaufte, aufs Geld spuckte, sich aufs Rad schwang und wegfuhr.

Nun fingen wir doch an, traurig zu werden. Nicht schlimm; aber immerhin, es genügte, daß Frieda die Brauen noch mehr zusammenzog, als sie es sonst schon zu tun pflegte, und daß sie uns fragte, was wir denn hätten.

Wir hatten uns zwar daran gewöhnt, unseren Kummer für uns zu behalten, doch diesmal machten wir eine Ausnahme, und Vater erzählte es ihr. Frieda hörte aufmerksam zu. „Das ist alles?“ Wir nickten.

„Ihr seid aber komisch“, sagte Frieda, „wieso

geht ihr denn nicht einfach in den Grunewald und kauft einen klauen?“

Ich habe Vater schon häufig empört gesehen, aber so empört wie an diesem Abend noch nicht. Er war kreidebleich geworden. „Ist das das Ernst?“ fragte er heiser.

Frieda war sehr erstaunt. „Logisch“, sagte sie. „das machen doch alle.“ „Alle!“ echote Vater dumpf, „alle!“ Er erhob sich steif und nahm mich bei der Hand. „Du gestattest wohl“, sagte er darauf zu Frieda, „daß ich erst den Jungmann nach Hause bringe, ehe ich dir hierauf die gebührende Antwort erteile.“

Er hat sie ihr niemals erteilt. Frieda war vernünftig, sie tat so, als ginge sie auf Vaters Zimperlichkeiten ein, und am nächsten Tag entschuldigte sie sich.

Doch was nützte das alles; einen Baum, gar keinen Staatsbaum, wie Vater ihn sich vorgestellt hatten, wir deshalb noch lange nicht.

Aber dann – es war der dreiundzwanzigste Dezember, und wir hatten eben wieder unser Stammplatz unter dem Dinosauriergerippe bezogen – hatte Vater die große Erleuchtung.

„Haben Sie einen Spaten?“ fragte er den Museumswärter, der neben uns auf einem Klappstuhl eingenickt war.

„Was?!“ rief der und fuhr auf, „was habe ich?“ „Einen Spaten, Mann“, sagte Vater ungeduldig. „ob Sie einen Spaten haben?“ Ja, den hätte ich schon.

Ich sah unsicher an Vater empor. Er sah jedoch leidlich normal aus: nur sein Blick schien mir eine Spur unsterker zu sein als sonst.

„Gut“, sagte er jetzt, „wir kommen heute mit Ihnen nach Hause, und Sie borgen ihn uns.“

Was er vorhatte, erfuhr ich erst in der Nacht. „Los“, sagte Vater und schüttelte mich, „ste auf.“

Ich kroch schlaftrunken über das Bettgitter.

„Was ist denn bloß los?“

„Paß auf“, sagte Vater und blieb vor mir stehen.

„Einen Baum stehlen, das ist gemein, aber sich einen borgen, das geht.“

„Borgen?“ fragte ich blinzelnd.

„Ja“, sagte Vater. „Wir gehen jetzt in den Friedrichshain und graben eine Blautanne aus. Zuhause stellen wir sie in die Wanne mit Wasser. Am morgen dann Weihnachten mit ihr, und nachher pflanzen wir sie wieder am selben Platz ein. Na?“ Er sah mich durchdringend an.

„Eine wunderbare Idee“, sagte ich.

Summend und pfeifend gingen wir los; Vater den Spaten auf dem Rücken; ich einen Sack unter dem Arm. Hin und wieder hörte Vater auf zu pfeifen, und wir sangen zweistimmig „Morgen, Kinder, wird's was geben“ und „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Wie immer bei solchen Liedern hatte Vater Tränen in den Augen, und auch mir war schon ganz feierlich zumute.

Dann tauchte vor uns der Friedrichshain auf, und wir schwiegen. Die Blautanne, auf die Vater es abgesehen hatte, stand inmitten eines strohgedeckten Rosenrondells. Sie war gut anderthalb Meter hoch und ein Muster an ebenmäßigem Wuchs.

Da der Boden nur dicht unter der Oberfläche gefroren war, dauerte es auch gar nicht lange, und Vater hatte die Wurzeln freigelegt. Behutsam kippten wir den Baum um, schoben ihn mit den Wurzeln in den Sack, Vater hing seine Joppe über das Ende, das raussah, wir schippten das Loch zu, Stroh wurde darübergestreut, Vater lud sich den Baum auf die Schulter, und wir gingen nach Hause. Hier füllten wir die große Zinkwanne mit Wasser und stellten den Baum rein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, waren Vater und Frieda schon dabei, ihn zu schmücken. Er war jetzt mit Hilfe einer Schnur an der Decke

festigt, und Frieda hatte aus Stanniolpapier erleichte Sterne geschnitten, die sie an seinen Zweigen aufhängte; sie sahen sehr hübsch aus. Auch einige Lebkuchenmänner sah ich hängen. Ich wollte den beiden den Spaß nicht verderben, aber tat ich so, als schliefe ich noch. Dabei überlegte ich mir, wie ich mich für ihre Nettigkeit revanchieren könnte.

Schließlich fiel mir ein: Vater hatte sich einen Weihnachtsbaum geborgt, warum sollte ich es nicht fertigbringen, mir über die Feiertage unser verpfändetes Grammophon auszuleihen? Ich tat also, als wachte ich eben erst auf, bejubelte schriftsmäßig den Baum, und dann zog ich mich an und ging los.

Der Pfandleiher war ein furchtbarer Mensch; schon als wir zum erstenmal bei ihm gewesen waren und Vater ihm seinen Mantel gegeben hatte, hätte ich dem Kerl sonst was zufügen können; aber jetzt mußte man freundlich zu ihm sein.

Ich gab mir auch große Mühe. Ich erzählte ihm alles von zwei Großmüttern und „gerade zu Weihnachten“ und „letzte Freude auf alte Tage“ und so, und plötzlich holte der Pfandleiher aus und haute mir eine herunter und sagte ganz höflich:

„Wie oft du sonst schwindest, ist mir egal, aber zu Weihnachten wird die Wahrheit gesagt, verstanden?“

Darauf schlurfte er in den Nebenraum und brachte das Grammophon an. „Aber wehe, ihr macht was an ihm kaputt! Und nur für drei Tage! Und auch bloß, weil du's bist!“

Ich machte einen Diener, daß ich mir fast die Stirn an der Kniescheibe stieß; dann nahm ich den Kasten unter den einen, den Trichter unter den anderen Arm und rannte nach Hause.

Ich versteckte beides erst mal in der Waschküche. Frieda allerdings mußte ich einweihen, denn die hatte die Platten; aber Frieda hielt dicht.

Mittags hatte uns Friedas Chef, der Destillationswirt, eingeladen. Es gab eine tadellose Nudelsuppe, anschließend Kartoffelbrei mit Gänseklein. Wir aßen, bis wir uns kaum noch erkannten; darauf gingen wir, um Kohlen zu sparen, noch ein bißchen ins Museum zum Dinosauriergerippe; und am Nachmittag kam Frieda und holte uns ab.

Zu Hause wurde geheizt. Dann packte Frieda eine Riesenschüssel voll übriggebliebenem Gänseklein, drei Flaschen Rotwein und einen Quadratmeter Bienenstich aus, Vater legte für mich seinen Band „Brehms Tierleben“ auf den Tisch, und im nächsten unbewachten Augenblick lief ich in die Waschküche runter, holte das Grammophon rauf und sagte Vater, er sollte sich umdrehen.

Er gehorchte auch; Frieda legte die Platten raus und steckte die Lichter an, und ich machte den Trichter fest und zog das Grammophon auf.

„Kann ich mich umdrehen?“ fragte Vater, der es nicht mehr aushielt, als Frieda das Licht ausgeknipst hatte.

„Moment“, sagte ich, „dieser verdammte Trichter – denkst du, ich krieg das Ding fest?“ Frieda hustelte.

„Was denn für ein Trichter?“ fragte Vater. Aber da ging es schon los. Es war „Ihr Kinderlein, kommet“; es knarrte zwar etwas, und die Platte hatte wohl auch einen Sprung, aber das machte nichts. Frieda und ich sangen mit, und da drehte Vater sich um. Er schluckte erst und zupfte sich an der Nase, aber dann räusperte er sich und sang auch mit.

Als die Platte zu Ende war, schüttelten wir uns die Hände, und ich erzählte Vater, wie ich das mit dem Grammophon gemacht hatte. Er war begeistert. „Na?“ sagte er nur immer wieder zu Frieda und nickte dabei zu mir rüber: „na?“

Es wurde ein sehr schöner Weihnachtsabend. Erst sangen und spielten wir die Platten durch; dann spielten wir sie noch mal ohne Gesang; dann sang Frieda noch mal alle Platten allein; dann sang sie mit Vater noch mal, und dann aßen wir und tranken den Wein aus, und darauf machten wir noch ein bißchen Musik, und dann brachten wir Frieda nach Hause und legten uns auch hin.

Am nächsten Morgen blieb der Baum noch aufgeputzt stehen. Ich durfte liegenbleiben, und Vater machte den ganzen Tag Grammophonmusik und piffte die zweite Stimme dazu.

Dann, in der folgenden Nacht, nahmen wir den Baum aus der Wanne, steckten ihn, noch mit den Stanniolpapiersternen geschmückt, in den Sack und brachten ihn zurück in den Friedrichshain.

Hier pflanzten wir ihn wieder in sein Rosenrondell. Darauf traten wir die Erde fest und gingen nach Hause. Am Morgen brachte ich dann auch das Grammophon weg.

Den Baum haben wir noch häufig besucht; er ist wieder angewachsen. Die Stanniolpapiersterne hingen noch eine ganze Weile in seinen Zweigen, einige sogar bis in den Frühling.

Vor ein paar Monaten habe ich mir den Baum wieder mal angesehen. Er ist jetzt gute zwei Stock hoch und hat den Umfang eines mittleren Fabrikschornsteins. Es mutet merkwürdig an, sich vorzustellen, daß wir ihn mal zu Gast in unserer Wohnküche hatten.





Das kostbarste Gut eines Volkes sind seine Menschen, in deren Gedanken die Pläne entstehen, deren Hände die Werte schaffen und deren Herzen mutig genug sind, Gefahren auf sich zu nehmen, damit wir und unsere Kinder einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Wir schulden ihnen Dank und jede erdenkliche Hilfe. HEINRICH LÜBBE

40

Hoesch AG Bergbau

- 1. 12. 1964 Johann Drebs, Meisterhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 3. 12. 1964 Johann Rehmann, Vorarbeiter
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 3. 12. 1964 Walter Koch, Maschinensteiger
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 4. 12. 1964 Johann Braun, Platzarbeiter
Schachtanlage Emil-Emscher
- 4. 12. 1964 Robert Bohmann, Maschinist
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 4. 12. 1964 Bernhard Schürmann, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 9. 12. 1964 Friedrich Wendland, Platzarbeiter
Schachtanlage Emil-Emscher
- 10. 12. 1964 Friedrich Noltin, Transportarbeiter
Schachtanlage Emil-Emscher
- 10. 12. 1964 Johann Herget, Salzkocher
Schachtanlage Radbod
- 15. 12. 1964 Anton Zygmunt, Reviersteiger
Schachtanlage Radbod
- 22. 12. 1964 Willi Kröning, Maschinensteiger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 28. 12. 1964 Heinrich Tauer, Verwiegler
Schachtanlage Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 12. 1964 Bernhard Röhn, Gruppenführer
- 7. 12. 1964 Max Lewandowski, Walzendreher
- 16. 12. 1964 Peter Eilebrecht, Vorarbeiter
- 17. 12. 1964 Stefan Thül, Badewärter
- 22. 12. 1964 Paul Mertel, Schichtmeister
- 28. 12. 1964 Richard Gutt, 1. Ofenmann

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 1. 12. 1964 Grete Weißgerber, Stenotypistin
- 8. 12. 1964 Heinrich Neidenau, Walzer
- 8. 12. 1964 Johann Ness, Einsetzer
- 22. 12. 1964 Wilhelm Schulte, Gärtner

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 2. 12. 1964 Ludwig Risse, Schleifer
- 14. 12. 1964 Josef Rosenbaum, Kalkulator

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH

- 15. 12. 1964 Josef Zeppenfeld, Werkzeugdreher

25

Hoesch AG Bergbau

- 1. 12. 1964 Alfred Klörmisch, Elektriker
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 12. 1964 August Niemeler, Hilfszimmerhauer
Schachtanlage Radbod
- 1. 12. 1964 Fritz Peter, Angestellter
Schachtanlage Radbod
- 8. 12. 1964 Franz Huber, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 9. 12. 1964 Ferdinand Schmidt, Hauer
Schachtanlage Emil-Emscher
- 9. 12. 1964 Karl Büschner, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 11. 12. 1964 Hermann Jüttermann, Bandaufseher
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 11. 12. 1964 Kurt von der Höh, Vorarbeiter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 11. 12. 1964 Viktor Malik, Oberheizer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 12. 12. 1964 Alfred Jahnert, Hilfszimmerhauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 17. 12. 1964 Bernhard Barabass, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 18. 12. 1964 Franz Kneisel, Füller
Kokerei Radbod
- 19. 12. 1964 Alfred Wieland, Vorarbeiter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 19. 12. 1964 Helmut Zielonka, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 20. 12. 1964 Walmar Schulz, Fuhrparkleiter
Verwaltung
- 22. 12. 1964 Bernhard Hippler, Hauer
Schachtanlage Kaiserstuhl

- 27. 12. 1964 Hans Bönig, Schießmeister
Schachtanlage Kaiserstuhl

- 27. 12. 1964 Johann Meiszl, Bergklaubler
Schachtanlage Kaiserstuhl

- 28. 12. 1964 Willi Sametinger, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

- 29. 12. 1964 Walter Bode, Hauer
Schachtanlage Fritz-Heinrich

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 12. 1964 Alfred Niesel, Maschinist
- 11. 12. 1964 Rudolf Walger, Elektrokarrenfahrer
- 15. 12. 1964 Wolfgang Kirwald, Obermeister
- 20. 12. 1964 Franz Cyganek, Kranführer
- 22. 12. 1964 Reinhold Büker, Schmelzmeister
- 23. 12. 1964 Johann Loeske, Probeschmid
- 26. 12. 1964 Florian Trojan, Werkschutzmann
- 29. 12. 1964 Richard Spitzlei, Schaufelfahrer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 21. 12. 1964 Paul Boensmann, Wächter

Hoesch AG Rohrwerke

- 13. 12. 1964 Bernhard Bennecker, Rohrkontrolleur

Schmiedag AG

- 19. 12. 1964 Wilhelm Kettling, Versandmeister

Schwinn AG

- 12. 12. 1964 Benno Simon, Vorarbeiter

Dortmunder Drahtseilwerke GmbH

- 29. 12. 1964 Karl Goetz, Drahtseiler

Hoesch Eisenhandel mbH

- 16. 12. 1964 Franz Ruffert, Angestellter

Entlassen am Heiligen Abend

Wenn der Anstaltspfarrer den fuchshaarigen Julius fragte, warum er hinter Schloß und Riegel gekommen sei, dann schlug der Schlawiner die Augen auf und klagte treuherzig: „Ach, die Welt ist ungerecht; denn einerseits lobte ich Gott, andererseits meinen König!“

Und es stimmte. Denn der rote Julius, wie er genannt wurde im Dorfe Vulpering, hatte im Keller seines Hauses falsche Silbertaler gemünzt, die auf einer Seite den Spruch „Gott mit uns“ trugen und auf der andern die Devise „Für König und Vaterland!“

Darum also war der Schelm in die Zelle gekommen, und den Monaten stimmiger Auflehnung gegen die irdische Justiz folgten endlich die Tränen der Reue. Oder tat der Hallodri nur so?

Wer traute den Gelöbnissen eines Sünders, solange er brummte. Die Geschichte ist fünfzig Jahre her; und wer sie damals beobachtete, der entsinnt sich auch, daß der Büsser wegen guter Führung auf die Petitionsliste kam, die eines Tages nach der Hauptstadt geschickt wurde.

Leichviel, am Heiligen Abend des dritten Jahres rief der Direktor den Geistlichen zu sich und sagte: „Freund, ich weiß, es macht Ihnen Vergnügen, Ihnen Amnestierten die Botschaft zu bringen. Gehen Sie also zum roten Julius und flüstern Sie ihm ins Ohr, daß er Weihnachten daheim sein darf!“

Der Pfarrer tat es, aber er fühlte sich etwas enttäuscht. Denn Julius freute sich kaum. Er blieb sogar auf dem Schemel hocken und knurrte durch die Zähne: „Was soll mir die Freiheit, Mann Gottes? Niemand wird mir Brot und Arbeit geben, weil mir keiner mehr traut.“

Das leuchtete ein, so ungläubig es klang. Der Pfarrer konnte nur dies erwidern: „Julius, tu den Kopf hoch. Zum Verzweifeln sei es immer zu früh, zur Hoffnung niemals zu spät. Und merke, was geschrieben wurde: Wo wäre der Mensch, der einen Stein bietet, so man ihn angethet um Brot. – Kannst du denn wissen, ob nicht Gutes wartet auf dich?“

Wunder gibt es keine mehr, Herr. Und die rettenden Engel starben aus.“

Genug, am Heiligen Abend tat sich die Pforte des Kerkers auf, und Julius stand auf der Straße. Etwas Geld hatte er ausgezahlt bekommen, ein Mantel schützte ihn gegen den Frost, und der volle Zauber der Stunde hob beinahe die Füße hinweg: wie läuteten die Glocken, wie stöberte der Schnee, wie winkelten die Fenster der bürgerlichen Quartiere. Nein, es wartete kein Engel, der den Sünder bei der Hand nahm und sprach: Folge mir, ein Wunder soll dir wohlthätig sein.

Der rote Julius biß auf die Zunge und trollte zum Bahnhof. Als er am Schalter stand, um eine Karte nach Vulpering zu lösen, stieß ihn jemand von hinten an. Eine Frau war es, eine alte und mürbe, ihr Gesicht sah aus wie ein Ratapfel: „Nach Vulpering wollen Sie? Wie sich das trifft. Ihr kennt dort alle Leute? Auch den Raidemeister Ullrich? Mann, der Himmel schickt Euch, nun kann ich die Reise mir sparen. Hier, nehmt den Beutel, es sind akkurat vierzehn Taler darin. Sagt dem Raidemeister, die Jahresmiete wär's von der alten Karola, er weiß schon Bescheid.“

Julius hielt den Beutel noch immer in der Kralle, als die graue Karola längst wieder verschwunden war. Hatte der Schnee sie nicht verweht, dann war sie dortgetaucht in der Dunkelheit.

Der Sünder stand lange ratlos auf seinem Fleck: Leuchtete ein Stern durch die Nacht, oder sang etwas von den Wolken her?

Mein Wort, der rote Julius besorgte den Gang für die Alte. Er umklammerte den ledernen Beutel, als müßte er ihn hüten vor der eignen Schuld.

Und der Raidemeister Ullrich murkte in den Bart: „Wenn du neu anfangen willst, dann meinerwegen; Arbeit gibt's nach den Tagen genug!“

Der Büsser hielt das Wort, das er sich selber gegeben. Wer ihn fortan nach seinem Geburtstag fragte, dem gab er zur Antwort, er wisse nicht anders, als daß es an einem Heiligen Abend gewesen sei ...

Heinz Steguweit

Drei alte Schachteln

Da steigst du eines Tages, an einem dämmrigen Dezembernachmittag, die vier Stockwerke hinauf zu den Bodenkammern, um euren Christbaumständer herunterzuholen und begegnest diesen drei alten Schachteln, an die du überhaupt nicht mehr gedacht hast ...

Nichts gegen das Alter. Du bist selber nicht mehr der Jüngste. Das hast du ja schon beim Treppensteigen gemerkt. Die Begegnung mit den drei alten Schachteln jedoch hätte man dir ruhig ersparen können, höhererseits ...

Zuerst hängst du dich beinahe an den Spinnweben auf, dann wirfst du den Kartonstapel mit den ausrangierten Schuhen um und läßt dabei deine Taschenlampe fallen. Hierauf stößt du mit deiner Stirn gegen einen Querbalken, rückt dich nach der Lampe, die – noch brennend – seitwärts weit hinten unter einen Dachsparren gerollt ist und trittst mit einem Fuß in ein Fangeisen oder eine Fuchsfalle. Nun kniest du, sehr böse, aber auch schon sehr ermattet – nieder und stellst fest, daß es gar kein Fangeisen, sondern der gesuchte Christbaumständer ist. Schließlich rutschst du auf deinen Knien und dann auf deinem Bauche unter den Dachsparren, um die Taschenlampe zurückzuholen – – als du die drei alten Schachteln siehst! Sie liegen genau neben der Lampe und werden zusammengehalten durch eines jener

Gummibänder, die sich, als du noch ein Knabe warst – oben in deinen langen wollenen Strümpfen befanden, damit sie nicht rutschten, diese Strümpfe, die du so gehaßt hast wie nichts in der Welt. Die Schachteln aber sind alte Zigaretenschachteln . . .

Mein Gott, denkst du, wie lange mögen die da wohl schon liegen? Zwanzig Jahre? Nein, länger . . . Dreißig Jahre? Sicher, mindestens . . . Es ist ja dasselbe Haus, in dem ich meine Kindheit verbrachte, denkst du, es sind meine eigenen Schachteln!

Du hockst dich nun unter den Dachsparren, machst es dir bequem, gibst der Taschenlampe eine besondere Lage und löst das Gummiband von den Schachteln. Was mögen die wohl enthalten?, überlegst du. Am liebsten würdest du jetzt rauchen, aber du hast deine Zigaretten unten in der Wohnung gelassen. Du zögerst noch, ehe du die erste Schachtel öffnest; aber dann gibst du dir einen Ruck und tust es!

Ein ganzer Stapel kleiner, bunter Bildchen, wie sie früher den Zigarettenpackungen beilagen, und auf jedem der Bildchen ein Schiff . . . ein Dampfer, ein Frachter, ein Tanker, ein rassiges Passagierschiff – und alles in Bunt . . . und noch so schön erhalten! Sie fliegen durch deine Finger, diese Bildchen, und es ist, als schnürte irgend etwas deine Kehle zu, und du kannst dich gar nicht satt sehen an diesen Bildchen, die früher einmal – ganz früher – dir gehört haben, nur dir! Und du erinnerst dich plötzlich, was alles sie dir bedeutet haben . . . Sie waren die Welt für dich, deine eigene Welt, deine eigene, große, weite, schöne und so bunte Welt! Und du hast diese Bildchen gesammelt, hast Schiff zu Schiff gelegt und geträumt . . . Und dein Traum war es, selbst einmal auf einem solchen Schiff zu fahren, von Hafen zu Hafen, über alle sieben Meere, du wolltest Seemann werden. Das fällt dir jetzt wieder ein, nach so vielen Jahren . . . Du hattest es vergessen in deinem staubigen Büro, und das ist ja auch kein Wunder. – Na schön, sei friedlich . . . du hast eben keinen Anker vor Haiti, Hawaii oder Hongkong geworfen, es ist anders gekommen, und wer weiß, wozu es gut ist, denkst du, und in drei Jahren ist ja auch bestimmt wieder eine Gehaltserhöhung fällig!

Du legst die bunten Bildchen in die Schachtel zurück, siehst, daß diese Zigaretten da früher nur zweieinhalb Pfennige kosteten, wunderst dich ein bißchen darüber und öffnest die nächste Schachtel.

Ach, du grüne Neune!, denkst du. Nein, so was!

Eine Tonpfeife . . . Der Kopf jedenfalls und ein Teil des Stieles.

Ja, natürlich! Langsam fällt es dir ein, verdichtet sich das Erinnerungsbild . . .

Da war der Herbert, dein Freund und Klassenkamerad, später gefallen in Rußland. Ein prima Junge, ein großartiger Freund. Weißt du noch, Herbert . . . wir gingen in einen Schokoladenladen, legten jeder ein Zehn-Pfennig-Stück auf den Ladentisch und verlangten zwei Tonpfeifen mit Liebesperlen im Pfeifenkopf und einem Deckel darüber, in dem man sich spiegeln konnte. Draußen haben wir dann die Perlen – sehr widerwillig – aufgelutscht und die Pfeifenköpfe mit Krüllschnitt gestopft, den ich meinem Vater stibitzt hatte. Möge er es mir nachträglich verzeihen. In der Toreinfahrt der Wäscherei bei uns an der Ecke – erinnerst du dich, Herbert? – ist uns dann sehr schlecht geworden. Ich weiß noch, wie du sagtest, das könne nur an den Pfeifen liegen, denn der Tabak sei recht ordentlich . . . Ach ja, Herbert – wo ist die Zeit geblieben! Und was ist alles geschehen seitdem?

Da hockst du nun unter dem Dachsparren, mit deinen drei alten Schachteln, hast feuchte Augen, ein bißchen nur, und das Licht der Taschenlampe wird immer schwächer.

Nur zaghaft öffnest du die dritte Schachtel . . .

Nein! Das kann doch nicht wahr sein?

Daran hast du überhaupt nicht mehr gedacht . . . Du sitzt da und starrst auf ein paar blonde, von einem roten Bändchen zusammengehaltene Locken.

Wenn du bisher noch wußtest, wo du bist, dann weißt du es jetzt nicht mehr genau. Mit einem Male ist alles wie weggewischt um dich her . . . Du stehst an dem kleinen Weiher, blickst zu den zahmen Schwänen hinüber, betrachtest von Fall zu Fall die Bügelfalte deiner langen Hose, denn es ist ja wohl die erste lange Hose deines Lebens, und die Mutter sah es gar nicht gern, daß du den Anzug heute anziehen wolltest, ohne besonderen Grund . . . Und dann naht sie! Ein rotgeblümtes Kleid, ein blonder Lockenkopf . . . Sie lächelt.

Oh, dieses Lächeln! Und auf der Bank nimmst du die Tüte mit den klebrigen Bonbons aus der Hosentasche und schenkst sie ihr. Da nimmt sie deine Hand, und du bist der glücklichste Mensch der Welt . . .

Du überlegst und grübelst, und erst als dir beim besten Willen der Name dieses Mädchens nicht einfallen will, weißt du, daß Vergangenheit und Gegenwart zwei grundverschiedene Dinge sind, die sich niemals auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen.

Ein wenig resigniert legst du die blonde Lockenpracht wieder in die Schachtel, knüpfst das Gummiband über die drei alten Schachteln deiner Vergangenheit und legst sie – nach einigem Zögern – an ihren Platz zurück. Dann nimmst du deine Taschenlampe, erhebst dich entschlossen, knallst noch einmal mit deinem Kopf gegen den Dachsparren, klemmst dir den Christbaumständer unter den Arm und begibst dich wieder nach unten, in deine Wohnung, in deine Gegenwart . . .

„Wie siehst du denn aus?“ fragt dich deine Frau. „Bist du einem Gespenst begegnet?“

„Nein“, lächelst du ein wenig gequält, „nein, nur drei alten Schachteln . . .“

Willi Wegne



Fotowettbewerb

Unser Dezember-Thema: Bei der Arbeit

- | | |
|----------------------|--------------------------|
| ① Hans Reineke | Hoesch AG Bergbau |
| ② Josef Graben | Hoesch Eisenhandel mbH |
| ③ Karl-Heinz Bulasch | Hoesch AG Bergbau |
| ④ Manfred Oshowski | Hoesch AG Westfalenhütte |
| ⑤ Herbert Westheide | Hoesch AG Westfalenhütte |

Für den WERK UND WIR-Fotowettbewerb bitten wir unsere Leser, bis zum 3. Januar Aufnahmen zu dem Thema „Aus meiner Familie“ und bis zum 3. Februar zu dem Thema „Foto-grafische Versuche“ einzusenden



①



②



③



④



⑤

